

VERONAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 8. Monatl. vier Nummern. Berlin, 17. Februar 1890. Preis: Vierteljährlich 2 1/2 Mark. 36. Jahrgang.

Strike.

Novelle von S. Weck.

(Fortsetzung von S. 55.)

Nachdruck verboten.

Zulie hätte in dem Augenblick, wo Ernst schon in gereizter Stimmung war, nichts Unklugeres thun können, als ihm in veröhnlichem Sinne zuzureden; es nützte der Sache nichts und schadete ihr selbst. Denn die, welcher er wegen ihres verstimmt, trübseligen Wesens zürnen zu dürfen glaubte, wurde ihm nur unleidlicher, nun sie sein Urtheil zu beeinflussen suchte;

daß früher ihr verständiger Rat fast maßgebend für ihn gewesen, war vergessen. Dorette hatte schon gut vorgearbeitet.

Zu Juliens Qual kam die wiedergebundene Jugendliebe des Barons nun öfter. Sie hatte ein wunderbares Talent, zu übersehen, was sie nicht bemerken wollte, nämlich, daß sie den Damen des Hauses unwillkommen war. Mit großer gesellschaftlicher Gewandtheit wußte sie stets eine für sie vorteilhafte Situation herzustellen und Zulie in Nachteil zu setzen. Ohne daß man ihr eine einzige Unhöflichkeit nachweisen konnte, hatte sie bei jedem Besuche irgend eine kleine Unart oder Laune Juliens ins hellste Licht gestellt und das entsprechende

Gegenstück sofort in ihrer eigenen untadeligen Persönlichkeit geliefert.

Ernst würde das Spiel durchschaut haben, wenn nicht wider seinen Willen die durch seine Hartnäckigkeit heraufbeschworenen geschäftlichen Sorgen ihn in Aufregung erhalten hätten. Ein Strike mußte ihm gerade jetzt ungeheuren Schaden bringen, das wußte er; und die Anzeichen der drohenden Arbeitseinstellung mehrten sich.

Dazu kam, daß das Benehmen seiner Frau Dorettes Absichten auf alle Weise unterstützte. Zulie gab ihre Sache auf, lange bevor von einem ernstern Konflikt die Rede sein konnte.



Der Besuch. Gemälde von K. Seiler.
Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.

Denn in die Seele ihres Gatten war der Gedanke, daß besser Dorette an Juliens Stelle hätte stehen sollen, in der That noch nicht gekommen, als diese schon glaubte, er sinne Tag und Nacht nur darüber nach, wie er diese Veränderung am besten ins Werk setzen könne.

Es war am Morgen nach einem Besuch Doretzens. Julie hatte fast gar nicht geschlafen; die dunklen Schwingen der Sorge sind kein Schlummerdach, unter dem es sich wohligh ruht. In ihrer Seele war alles düster gewesen; immer wieder ging die Kette von unerbittlich logischen Schlüssen an ihr vorüber: ich bin alt und verblüht, er jung und schön, wie kann er glücklich mit mir sein, zumal er mich nicht aus Liebe nahm? Und sie wies auch die weitere Frage nicht von sich: „Müßte ich ihn nicht freigeben?“ Und je grausamer diese Vorstellung in ihre Seele schnitt, desto energischer bejahte sie die schreckliche Frage, denn sie gehörte zu den Naturen, die, wie jene Mönche es körperlich thun, Uebermenschliches leisten in moralischer Selbsteigenschaft. Sie mußte ihn also freigeben, das stand fest! Aber wie? Wenn sie ihm offen alles sagte, würde er nie einwilligen, denn er war ein Ehrenmann. Also den Schein erwecken, als ob sie die Trennung wünsche? Nein, Lüge und Verstellung konnten nicht zum Heile führen, sei es auch in der gerechtesten Sache! Aber, welcher Ausweg dann? Er lag vielleicht nicht so fern; Dorette war so auffällig bemüht, Ernstens Interesse zu gewinnen, vielleicht besaß sie es schon, vielleicht seine Liebe, dann war die Lösung da!

So grübelte sie und sann und sann, während schwere Thränen ihr Kissen netzten. Da fiel ihr Blick auf ihren schlummernden Gatten. Das fahle Licht der ersten Morgendämmerung herrschte schon im Gemach und warf einen kalten Schimmer über den Schläfer hin. Den geliebten Schläfer — den sie freiwillig aufgeben wollte! Ein Krampf preßte ihr das Herz zusammen; müßte es denn sein? Ja, schon manch eine hatte mit ihrem Lebensblute das Glück des Geliebten erkauft, warum sollte sie es nicht thun?

Dann rief sie sich Doretzens Bild vor Augen; könnte der Besitz dieser Frau wirklich sein Glück sein? Sie begriff es ja nicht, aber freilich, Ernst dachte wohl anders!

„O, welche eine Nacht voll Qual war das gewesen!“

Das gemeinsame Frühstück der Gatten war vorüber. Julie hatte fast noch kein Wort gesprochen, auch kaum etwas gegessen. Die Aufregung vor dem Gespräch, das sie zu führen im Sinne hatte, ließ ihr Herz beängstigend rasch schlagen. Lange dauerte es, ehe sie über ihre Stimme gebieten konnte, und doch behte diese noch, als sie begann: „Dorette von Stein- kirch sieht doch noch merkwürdig jugendlich aus!“

„Sie ist auch noch nicht alt, fünf Jahre jünger als ich!“

„Sie hat viele geistige Talente!“

„Ernst sah sie überrascht an. „Ich glaube, du könntest sie nicht leiden?“

Sie erröthete und sagte zögernd: „Sie ist so anders als ich.“

„Ja, ganz anders!“ bestätigte er lebhaft.

Ihre Augen stiegen zu ihm mit einem Blick voll Qual.

Wie er das gesagt hatte, in welchem Tone!

Sie nahm sich wieder zusammen. „Dir gefällt sie doch?“

fragte sie leise.

„Was mir an ihr gefällt und was ich an dir vermisse, weißt du ja,“ sagte er kurz und erhob sich.

Er schritt langsam im Zimmer hin und her; ihre Augen folgten ihm. „Mein schöner Liebling,“ sagte jeder ihrer zärtlichen Blicke, aber ihre Lippen schwiegen.

Dann raffte sie allen Mut zusammen. „Ernst,“ begann sie mit bedeckter Stimme — sie hatte ihn fragen wollen, ob er sie noch liebe, aber plötzlich hatte eine heiße Angst vor seiner Antwort sie schwindelnd erfasst, ein gebrochener Laut noch, dann mit einemmal stand er neben ihr, die lieben dunklen Augen blickten sie besorgt an.

„Was ist dir, Kind, bist du nicht wohl?“

„Ihr war wohl geworden unter diesem Blicke! Sie hatte nichts mehr gefragt, auch als sie wieder zu sprechen vermocht hätte; sie wußte es ja aus seinem Blicke, er war ihr noch nicht ganz verloren!“

Am Nachmittag kam wieder Dorette. Julie fühlte sich geistig und körperlich so elend, daß sie ihren Besuch die Kosten der Unterhaltung ganz allein tragen ließ. Sie stellte nur still für sich Vergleiche an zwischen der lebendigen Erscheinung vor ihr und dem eignen, wie sie meinte, reizlosen Selbst. Als Ernst kam, änderte sich die Situation; Julie zwar blieb Zuhörerin, aber die zwei gerieten in ein lebhaftes Gespräch. Julie folgte der Unterhaltung nicht; sie dachte nur: „Wie gut sie sich verstehen!“ und hing dann ihren traurigen Grübeleien nach.

Zunächst sprachen die beiden natürlich vom Strike. Dorette wußte mancherlei Einzelheiten, die den Baron interessierten.

„Und bei Ihnen ist noch immer alles ruhig?“ fragte sie dann.

„Gewiß,“ sagte er gleichmüthig. „Meine Frist zwar ist heut abgelaufen,“ fuhr er mit ironischem Lächeln fort, „aber es ist alles ruhig, ganz, wie ich erwartete!“

„Ihre Frist? Was heißt das?“

„Nun, vor acht Tagen haben mir meine Leute melden lassen, daß genau in einer Woche der Strike losgehen würde, wenn ich nicht Punkt für Punkt ihre Forderungen bewilligte. Ich habe selbstverständlich nicht eine einzige bewilligt!“

„Sie wollen also abwarten, ob sie es wagen? Das ist recht, das ist männlich und mutig, das imponiert mir!“

Diese Bewunderung gefiel freilich dem Baron besser als die Mißbilligung seiner Frau. „Die Aktiengesellschaft hat klein beigegeben,“ bemerkte er dann geringschätzig.

„Ja, wie ich von meinem Bruder hörte, hat man alles bewilligt!“

Der Baron zuckte verächtlich die Achseln.

„Aber, was sagen Sie denn zu Reinsbergs, lieber Baron?“ lenkte jetzt Dorette ab.

„Also wirklich, sie lassen sich scheiden?“

Bei dem Worte wurde Julie aufmerksam. Drehte sich doch ihr ganzes Denken um dieses schreckliche Wort.

„Schade, ein schönes Paar!“ fuhr Ernst fort.

„Doch eigentlich nicht, lieber Freund,“ meinte Dorette, „er ist zu alt für sie!“

„Von wem reden Sie?“ fragte Julie.

„Von Bergat Reinsbergs,“ erwiderte Dorette, „ich erfuhr gestern, daß in der That die Scheidung eingeleitet ist!“

„Aber, warum das? Ich glaube, sie wären glücklich miteinander?“

„Ja, die kleine Frau hat aber eine andere Neigung, es ist ihr Vetter, der Lieutenant; Sie kennen ihn doch?“

„O, das hätte ich ihr nie zugetraut,“ sagte Julie. „Solche nette, junge Frau!“

„Zugetraut?“ wiederholte Dorette mit Betonung. „Man darf da doch nicht zu hart urtheilen! Sie hat sich sehr jung verheiratet, hat wohl damals Hochachtung und Liebe verwechselt, jetzt erwacht ihr Herz, wer will ihr einen Vorwurf machen?“

„Keiner darf es,“ sagte Ernst, „nachdem ihr Gatte in der einzig richtigen Weise handelt und ihr die Freiheit zurückgibt!“

„Dies scheint dir die einzig richtige Weise?“ fragte Julie gespannt. „Ich möchte glauben, er liebt sie nicht von Herzen, sonst könnte er nicht freiwillig zurücktreten!“

„Aber Liebste,“ fiel Dorette lebhaft ein, „wahre Liebe bringt doch Opfer, wußten Sie das noch nicht? Das Glück des Geliebten steht obenan, und wenn das eigne auch in Trümmern gehen müßte. Er sieht, das kleine Vögelnchen fühlt sich gefangen, die Jugend sehnt sich nach Jugend, soll er da den Käfig fest verschließen? Es nützt ihm ja nichts, das Herz kann er nicht einperren, das ist längst fort! Er muß doch auch selbst das Mißverhältnis zwischen ihnen beiden bemerken, soll er da der eingeleitete Egoist sein und sie an sein Alter fesseln? Muß er nicht einsehen, daß seine Frau nur einem edelmüthigen Impuls gehorcht, als sie seine Hand annahm, soll er verlangen, daß dies Opfer ein ganzes Leben lang dauere?“

„Gewiß,“ pflichtete Ernst bei, „er handelt nur, wie er als Mann von Ehre muß!“

„O, hätte er geahnt, wenn er das Urtheil sprach, wenn jedes der scharfgeschliffenen Worte Doretzens galt!“

„Julie schloß die Augen; sie war sehr bleich geworden.“

„Auf welchen Grund hin erfolgt die Scheidung?“ hörte sie Ernst fragen.

„Er setzt sich natürlich ins Unrecht und giebt bössliche Verlassung vor.“

Julie kämpfte einen harten Kampf in ihrem Herzen, während sie bleich und mit geschlossenen Augen im Sessel lehnte. Aber als Dorette endlich wortreich und zärtlich Abschied nahm, war der Kampf zu Ende und der Entschluß gefaßt.

Am Abend waren sie wieder in das Haus des Kommerzienrats geladen; Ernst fuhr allein hin, während Julie wegen Unpäßlichkeit zurückblieb. So hatte sie Zeit zur Ausführung ihres Planes. „Bössliche Verlassung!“ Natürlich, das war das Richtige! Sie brauchte nur das Nötigste zu packen und mit dem Nachtzuge abzureisen — wohin? Gleichviel! Was dann noch kam, war ja gleichgültig! Leben konnte sie doch nicht ohne ihn, und wo sie sterben würde, was lag daran!

Mechanisch begann sie das Ihre zusammenzutragen. Wie langsam das ging! Es lag ihr wie Blei in allen Gliedern! In ihrem Herzen die seltsame Dede, in ihrem Kopfe das wirre Durcheinander, keinen klaren Gedanken vermochte sie zu fassen! Sie setzte sich und stützte die schmerzende Stirn in die Hand.

War es nicht thöricht, die letzten Stunden in seinem Hause, an der Stätte ihres Glücks, zu vergeuden durch solch nutzlose Arbeit? Wieder noch einmal all die teuren Räume durchwandeln, von denen jeder Zeuge ihrer Seligkeit gewesen war!

Sie erhob sich und ging ins nächste Gemach, das Zimmer ihres Gatten. Auf den Tisch in der Mitte stellte sie den Leuchter, den sie mitgenommen. Sie mußte sich stützen, als sie jetzt ihre Augen durch den Raum schweifen ließ; jeder Gegenstand, an dem sie haften blieben, wurde täglich von Ernst berührt, war geweiht durch seine Hand. Sie trat an den Schreibtisch und starrte auf das grüne Tuch, auf dem noch vor einer Stunde seine Hand gelegen, seine liebe, liebe Hand! Sie beugte sich herab und küßte die Stelle. Hier alle die kleinen Geräthschaften, die er berührte, ihre zitternden Finger strichen lieblosend darüber hin, während heiße Thränen von ihrer Wimper tropften. Da stieß sie an sein Pflaster, und es rollte zur Erde. Sie wollte es vom Teppich aufnehmen, aber in mächtiger Erregung sank sie am Boden nieder.

„O, teure Stelle, wo sein Fuß gewandelt, muß ich dich denn verlassen?“ Wildes Schluchzen schüttelte ihren Körper.

„Und muß ich so gehen, ohne ihn auch nur noch einmal gesehen zu haben?“

Nein, das konnte sie nicht! Ein fieberndes Verlangen nach seinem Anblick, seiner Nähe, überkam sie plötzlich, sie mußte ihn noch einmal sehen!

Sie raffte sich empor und stürzte zur Thür; ihr war, als dürste nicht mehr eine Minute vergehen, bevor ihr Sehnen gestillt würde, sonst müßte sie sterben! Noch einmal wick sie zurück und strich über ihre brennende Stirn; wie wollte sie zu ihm, er war im fremden Hause, nicht allein!

Doch dort flimmerten ja die Sterne, der Abend war klar und warm; sicher würde die Gesellschaft sich im Park befinden, auch Ernst; dort konnte sie ihn sehen! Wenn sie nun aus dem Schutz der Bäume nach ihm spähte? Niemand würde sie bemerken! Vielleicht, daß seine hohe Gestalt im Rahmen einer Thür erschien, vielleicht daß seine teure Stimme ihr Ohr erreichte!

Sie warf einen dunklen Mantel über das weiße Hauskleid, das in losen Falten an ihr niederfiel, und eilte die Treppe hinunter; unten begegnete sie dem Diener. Sie erschrak, an die Dienerschaft hatte sie nicht gedacht. „Schließen Sie mir die Thür auf, ich möchte noch etwas im Garten promenieren,“ murmelte sie dann.

Einmal im Freien, flog sie den Weg entlang; vom heftigen Laufe perkte ihr der Schweiß von der Stirn, aber sie beachtete es nicht, nur schnell, schnell vorwärts! Die Parkthür der benachbarten Villa war nur eingeklinkt; lautlos huschte die dunkle Gestalt in die schweigenden Gänge. Doch bald drang Stimmengewirr an ihr Ohr, es war, wie sie vermutet: ein Teil der Gäste war im Park.

Aus ihrem dunklen Versteck überschaute sie die Menge; sie sah ihn nicht, den sie suchte. Er war wohl oben im Saal; sie mußte ihren Standort wechseln, um die Fenster übersehen zu können.

Eine Wendung des Weges, und sie stand wie gebannt; seine Stimme hatte ihr Ohr getroffen. Aus einem Boskett, das wohl eine Bank bergen mochte, kamen die Laute, die ihr alles Blut zum Herzen jagten, daß es ihr fast den Atem raubte; sie hätte sich nicht zu rühren vermocht, und wenn es ihr Leben gekostet hätte.

„Wenn Sie die Frage so stellen,“ sagte er eben, „so kann ich nur sagen: jetzt bin ich nicht glücklich, nicht mehr glücklich!“

„Aber, wie kommt das? Sie müssen sich doch klar sein, was der Grund ist?“ Es war Dorette, die so fragte.

„Sie wissen es ja,“ sagte Ernst halblaut.

„Nicht doch, ich kann es nur ahnen! Und, Ernst, ich muß genau Bescheid wissen, wenn ich Ihnen helfen soll; schütten Sie der Jugendfreundin Ihr Herz aus!“

Keine Antwort.

„Genügt Ihnen Julie nicht mehr?“

Er schwieg.

„Ernst, Fesseln lassen sich lösen! Ihre Frau kann nicht wollen, daß Sie gezwungen an ihrer Seite anscharren!“

„Kein Wort mehr,“ bat er gepreßt, „es ist Verrat an ihr, wenn ich weiter zuhöre! Sie liebt mich —“

Doretzens Stimme konnte einen eignen Wohlklang haben, wenn sie leise sprach; die Worte, die sie jetzt hinhauchte, klangen süß und schmeichelnd: „Und Sie, Ernst, Sie lieben — eine andere.“

Ein Rascheln drüben, ein halb unterdrückter Ausruf, ein schnell sich entfernender Schritt: Julie erwachte aus ihrer Erstarrung. Sie sank in die Knie, halb betäubt.

Da streifte sie der Saum eines Kleides; sie sah auf und schauerte zusammen. Es war Dorette, die in den dunklen Gängen hinwandelte, um ihre Erregung zu bemeistern, ehe sie zu der Gesellschaft zurückkehrte. Die Nähe ihrer Todfeindin stählte plötzlich Juliens Kraft; noch war das Knistern und Rauschen der seidenen Schleppe zu hören, da stand sie schon auf ihren Füßen.

Ein seltsames Gemisch übermächtiger Gefühle wogte in ihrer Brust: Zorn, Verzweiflung, Haß, Sehnsucht — aber eines beherrschte alle: eine verzehrende Liebe zu ihrem Gatten. In diesem Augenblick erst fühlte sie, wie sie ihn liebte, in diesem Augenblick erst, wo die Gefahr greifbar vor ihr gestanden, wurde ihr klar, was sie hatte thun wollen, schon halb gethan hatte.

Ihn aufgeben? Ihr Glück, ihr Alles, ihre Welt? Ihn hineintreiben in die Arme, die sich sehnsüchtig ihm entgegenbreiteten? War sie denn von Sinnen gewesen? Er war doch ihr Gatte, das heiligste Recht band ihn an sie, und darauf wollte sie verzichten? Fast hätte sie lachen mögen, daß so etwas ihr in den Sinn gekommen! Nein, kämpfen wollte sie um ihn, kämpfen gegen eine ganze Welt voll Doretten, bis zum letzten Blutstropfen ihr Glück verteidigen und ihre Liebe und ihr Recht! Aus Edelmuth verzichtete, hahaha, welch ein Wahnsinn! Nein, nein, wahre Liebe ist selbstsüchtig, sie will besitzen, was sie umfaßt mit tausend Armen der Sehnsucht, sie fühlt ihre ungeheure weltüberwindende Kraft! Und war er denn nicht dereinst glücklich gewesen? Hatte er's nicht hundertmal gesagt? Nur weil sie selbst verzagt geworden, hatte auch ihn der Zweifel und der Unmut gepackt, o, sie wollte ihn schon wieder frohmachen und frei und ihn erretten aus den Schlingen, die so fein ihm gelegt wurden!

Sie war daheim angelangt, und eilig warf sie nun die zusammengetragenen Dinge an ihren Ort. Dann durchmaß sie die Zimmer mit leichtem, elastischem Schritt. Ihr Auge blitzte, ihre Gestalt hob sich. Wieder trat sie an den Spiegel wie in jener andern Nacht.

Mutig blickte sie in die ersten, erregungsbleichen Züge. Hatte er nicht oft gesagt, ihr Auge sei groß, auffallend schön geschnitten und voll Geist und Leben? Hatte er nicht oft die feine Kurve der Lippe mit dem Finger verfolgt und ihre stolze Wölbung bewundert? Ein hohes, edles Frauenbild war es, das sie sich gegenüber sah; der Mut, die Siegesgewißheit gaben ihm etwas Königliches. Dies also war ihre äußere Gestalt; ihre innere war ganz Liebe, nichts als Liebe — und sie sollte seiner unwert sein?

Sie fuhr plötzlich zusammen; es hatte an die Thür gepocht. Sie horchte; es klopfte nochmals. „Gnädige Frau sind noch auf? O, bitte, einen Augenblick!“ Die Stimme ihres Kammermädchens! Sie öffnete und fragte, was es gebe.

„Verzeihen gnädige Frau, Herr Volkmann ist hier!“

„Volkmann, jetzt?“ fragte Julie erstaunt. Da trat der Genannte schon heran, und sein bleiches erregtes Aussehen zupant der ungewöhnlichen Stunde dieses Besuchs ließ Julie in tiefster Seele erschrecken. Mit zitternder Hand öffnete sie ein anderes Zimmer und schritt dem Betriebsführer voran.

Sie sank in einen Stuhl; Volkmann blieb vor ihr stehen.

„Es ist ein Unglück geschehen,“ stieß sie mühsam hervor, „sagen Sie schnell, was ist es?“

„Gnädige Frau, erschrecken Sie nicht, die Arbeiter revoltieren!“

Julie sprang auf. Der Beamte deutete nach dem Fenster; da: ein Tosen und Brausen, wie ferne Meeresbrandung, eine furchtbare Ergänzung der schrecklichen Nachricht. Sie stürzte ans Fenster und riß es auf. Im klaren Licht des Mondes sah sie drüben auf der weißschimmernden Landstraße eine dunkle Masse sich heranwälzen. Wüster Lärm, mißtönender Gesang, heisere Schreie begleiteten den dumpfen Schall der Fußtritte. Als sie sich dem Gartenthor näherten, wurde das Gebrüll lauter, und ab und zu überbörte ein wilder Fluch das Getöse.

Julie lehnte zitternd an der Fensterbrüstung; sie wollte rufen, wollte hinuntergehen, aber die Glieder versagten ihr den Dienst. Volkmann hatte sie verlassen; sie sah ihn hastigen Laufes unten durch den Garten schreiten, dem Thore zu, den Rasenden entgegen, und mit Recht bangte sie in diesem Augenblick um das Leben des treuen Mannes. Aber noch ehe er den Raum zwischen Haus und Straße durchgemessen, bemerkte sie, daß die Flut nicht anhielt, um hier einzudringen, sondern unaufhaltsam vorwärtsstürzte, nach den Gebäuden der Zeche hin.

Zuerst atmete sie auf, denn Volkmann war gerettet, dann aber wurde ihr mit einemmale klar, was die Wütenden unternehmen wollten: die Maschinen sollten zerstört werden!

Sie preßte die Hände gegen die Schläfen, großer Gott, was konnte sie thun! Wer konnte hier helfen? Das Militär konnte geholt werden, doch es würde zu spät kommen! Bis dahin, wer rettete die ganze große Besingung, den Reichthum ihres Gatten, die Existenz all der Verblendeten da drüben, vor der Vernichtung? Schon war die Spitze des Zuges nahe an den bedrohten Gebäuden, und noch immer kein Ende der toben den Menge!

Blitzschnell schoß ihr ein Gedanke durch den Sinn: es

musste sich jemand von der andern Seite, durch den Garten, den Leuten entgegenwerfen, sie aufhalten um jeden Preis — wäre es auch nur dadurch möglich, daß er ihre Wut auf sich lenkte und ihr Opfer wurde! Eine fürchterliche That würde sie zur Besinnung bringen, sie würden unschlüssig werden, könnten vielleicht von ihrem Vorhaben abstehen! Doch wer konnte dies sein? Nur sie selbst! Und mit der Klarheit des Entschlusses kam plötzlich Ruhe und Besonnenheit über sie. Sie eilte aus dem Zimmer und erteilte der jammernden Dienerschaft Befehle; vor allem sandte sie Botschaft an ihren Gatten. Dann suchte sie Volkmann, um ihn zu bitten, daß er sofort in die Stadt zum Kommandeur reite. Doch der Getreue war schon im Stall, desto besser! Dann verschwand sie im dunkeln Park.

Raum berührte ihr flüchtiger Fuß den Boden, wie auf Windesflügeln durchhefte sie die Gänge. Würde sie noch rechtzeitig kommen? Da, ein blendendes Licht zwischen den Bäumen, es mußte die große Glühlichtlaterne auf den Werken sein! Aber schon nahe auch der Feind, es war die höchste Zeit! Dort endlich, Gottlob, das allezeit unverschlossene Parthor! Da hörte sie, wie die schreckliche Menge heranplutete, und die Bangigkeit, die sie plötzlich überfiel, gewaltsam niederkämpfend, schritt sie mutvoll vorwärts.

(Schluß folgt.)

Memento.

Geliebte, willst du doppelt leben,
So sei des Todes gern gedenk,
Und nimm, was dir dein Gott gegeben,
Tagtäglich hin, wie ein Geschenk.

Mach' dich vertraut mit dem Gedanken,
Daß doch das Beste kommen muß,
Und statt in Trübsinn hinzustranken,
Wird dir das Dasein zum Genuß.

Du magst nicht länger mehr vergeuden
Die Spanne Zeit in eitlen Haß,
Du freust dich reiner deiner Freuden
Und sorgst nicht mehr um dies und das.

Du sehest an die rechte Stelle
Das Hohe, Göttliche der Zeit,
Und jede Stunde wird dir Quelle
Gesteigert neuer Dankbarkeit.

Theodor Fontane.



Die Frau in der Kunst und im Kunstgewerbe.

Nachdruck verboten.

Die „Bretter, welche die Welt bedeuten,“ bilden schon seit Jahrhunderten ein völlig neutrales Gebiet für ausübende Künstler männlichen und weiblichen Geschlechtes. Fern liegen die Zeiten, in welchen man die Mitwirkung der Frauen im Schauspiel als unstatthaft erachtete und Frauenrollen durch Jünglinge ausführen ließ; die dramatische Kunst bedarf zu ihrer Ausübung in ganz gleichem Maße der männlichen wie der weiblichen Kräfte. Weiden ist durch die Natur selbst ihr Tätigkeitsgebiet angewiesen und genau abgegrenzt, sobald gerade in der Bühnenwelt, wo Neid und Intrigen doch ganz besonders heimisch sein sollen, von einem in anderen Kreisen laut oder still, aber stets mit Erbitterung geführten Streite nichts zu spüren ist — von dem Konkurrenzkampf zwischen Mann und Frau.

Wie in der Gelegenheit zur Ausübung ihrer Kunst, so steht die dramatische Künstlerin dem Künstler gleich hinsichtlich der sich ihr darbietenden Gelegenheiten zur Ausbildung, sowie hinsichtlich des finanziellen Ertrages ihrer Wirksamkeit und ihrer gesellschaftlichen Stellung. In jeder größeren Stadt, wo sich fürstliche oder gute Privattheater befinden, giebt es eine Anzahl bedeutender Schauspieler und Schauspielerinnen, noch thätige oder auch solche, die sich bereits von der Bühne zurückgezogen haben und sich nun der Ausbildung junger Talente, die sich der dramatischen Kunst zuwenden wollen, widmen; an manchen Orten hat auch eine Vereinigung solcher Kräfte Theaterschulen begründet und Probebühnen für ihre Schwestern eingerichtet. Die musikalischen Hochschulen, Konservatorien u. s. w., sowie Gesangslehrer und Gesangslehrerinnen, welche sich die Ausbildung von Sängern und Sängerinnen für Oper und Konzertsaal angelegen sein lassen, sind so zahlreich, daß es eines besonderen Hinweises auf eins dieser Institute nicht bedarf. Für Tänzer und Tänzerinnen haben die Theater ihre Balletschulen, in denen die Schüler schon im kindlichen Alter unter ganz genau geregelten gegenseitigen Verpflichtungen Aufnahme finden.

Es ist für jeden Beruf unendlich schwer, in genau benannten Zahlen auszudrücken, welche Früchte er dem einzelnen zu bringen vermag, ganz unmöglich ist dies jedoch hinsichtlich der dramatischen Kunst. Ströme von Gold bringt sie hier; dort gewährt sie kaum so viel, um das nackte Leben zu fristen, beinahe fürstliche Existenzen und das jammervollste Proletariat findet man in demselben Stande, ja es gehört nicht zu den Seltenheiten, daß sich in dem Leben desselben Individuums ein solcher Wechsel vollzieht, und wohl demjenigen, bei dem er vom Schwimmen zum Bessern und nicht umgekehrt stattfindet!

Zwischen diesen beiden Endpunkten liegen nun selbstverständlich die mannigfachen Abstufungen, welche durch Begabung, Charakter, äußere Erscheinung und jenes Zusammenreffen und richtige Erfassen von außer uns liegenden Umständen bedingt werden, die man gewöhnlich unter der Bezeichnung „Glück haben“ oder „kein Glück haben“ zusammenfaßt. Die finanzielle Lage einer Schauspielerin kann eine sehr gute, eine

auskömmliche und eine prekäre sein, und auch die ihrer wartende gesellschaftliche Stellung läßt sich im voraus nicht bestimmen. Welchen Schwankungen das Leben der dramatischen Künstlerin ausgesetzt sein kann, da nur eine beschränkte Anzahl Engagement mit Pensionsberechtigung zu erhalten vermag, ist bereits angedeutet worden, und endlich darf und soll nicht verhehlt werden, daß die dramatische Laufbahn für die Frau sehr viele Gefahren birgt. Wo viel Licht ist, da ist viel Schatten, und was könnte es Lichtlosere, Herlicheres, Verwunderlicheres geben als die Verkörperung der Gestalten unserer Dichter, getragen von dem Beifall einer weithell und heiter gestimmten Menge. Hinter den Coulissen sieht es freilich oft ganz anders aus, der Weg zum Ruhm ist dornenvoll. Ich kenne einen hervorragenden dramatischen Lehrer, der jedem jungen Mädchen, das sich bei ihm als Schülerin meldete, ehe er sie auf ihr Talent prüfte, grundsätzlich eine Schilderung der Dinge, die sie erwarteten, entwarf, die wahrlich nicht rosig gefärbt war. Von demselben Herrn habe ich auch den Ausspruch, daß ihm Fälle, wo er ein entschiedenes, hervorragendes Talent zu entdecken geglaubt, ebenso selten vorgekommen sind, wie solche, wo er auf völlige Talentlosigkeit erkennen mußte, und eben dieser Umstand macht die Entscheidung für die Bühnenlaufbahn so schwierig.

Weit entfernt aus thörichter Voreingenommenheit von dem Betreten dieses Lebensweges abraten zu wollen, ist wohl hier die erste Mahnung am Platze, sich nur nach reiflicher Prüfung dafür zu entscheiden, nicht nur ob das Talent, sondern ob auch der Charakter dafür fest genug, ob der Fleiß, ob die Ausdauer dafür vorhanden sei, ob es wirkliche, ehrliche Liebe und Begeisterung für die Kunst ist, was zu ihr führt, oder der äußere Glanz und Glitter, welcher sie umgiebt. Wer sich aber einmal dafür entschieden hat, der sollte unentwegt seine Bahn verfolgen und nach den höchsten Zielen ringen.

Leichter als die Begabung für die Schauspielkunst ist die für den dramatischen Gesang festzustellen, obwohl auch der Umfang und die Ausdauer der Stimme häufig genug täuscht und im Verlaufe des Studiums sich zuweilen mehr, oft aber auch weniger ergibt, als man gehofft. Daß eine große Sängerin eine noch glänzendere Laufbahn hat als eine bedeutende Schauspielerin, darf als bekannt vorausgesetzt werden; es finden indes auch weniger gottbegnadete Stimmen noch sehr gute Verwendung. Viel kann durch gute Schule ersetzt werden, und darum ist dringend zu raten, sich an die vorzüglichsten Lehrer zu wenden. Nicht unerwähnt darf dabei bleiben, daß die Ausbildung für die Schauspielkunst wie für die Oper, wenn gut, recht kostspielig ist und einige Jahre erheischt; auch dieser Umstand muß mit in Erwägung gezogen werden.

Der Sängerin steht außer der Bühne noch der Konzertsaal offen, und viele entscheiden sich auch nur für das Auftreten in letzterem, was allerdings noch einen häufigeren Ortswechsel bedingt, als demselben die Schauspielerin schon durch Engagementsveränderung und Gastspiel unterworfen ist. Dagegen hat die Sängerin, der als solcher nicht der erhoffte Erfolg zu teil wird, die Möglichkeit, in das Lehrfach überzugehen, wofür sich für die in ähnlicher Lage befindliche Schauspielerin in nur beschränkterem Maße Gelegenheit findet.

Im gleichen Falle befindet sich die Virtuosa. Dasjenige Instrument, welchem sich die Frau zumeist zuwendet, ist das Klavier, und sie zeigt sich darin dem Manne ebenbürtig; wir brauchen nur an Klara Schumann, Fanny Mendelssohn, Annette Essipow und viele andere zu erinnern; aus meiner Jugend klingt mir noch wie Sphärenklang das Geigenpiel der Schwestern Marie und Therese Milanollo herüber, denen sich jetzt eine Teresina Tua, eine Marianne Stresow u. s. w. anreihen. Auch die Harfe wird von weiblichen Händen in ebenso grazioser wie schmelzender Weise geführt. Einem Blasinstrument hat sich meines Wissens noch keine Frau zugewendet, und der Herr möge uns in Gnaden vor einer solchen Verirrung des Geschmacks auch ferner bewahren. Ob nicht ein Stoßgebet um eine Einschränkung des Virtuositätens in Interesse der Musik, der Kunst und des Publikums angezeigt wäre, lasse ich dahingestellt, um so mehr als ich fürchte, daß es von geringem Erfolge begleitet sein würde. Eins möchte ich aber doch den Leserinnen dieser Zeilen, welche sich jenem Berufe zuwenden gedenken, zurufen: Was ihr thut, das thuet ganz — nicht bloß vor die Tugend, sondern auch vor das Gelingen setzen die Götter den Schweiß, es sind auch hier viele berufen, aber wenige auserwählt!

Stehen in der dramatischen Kunst Mann und Frau völlig gleichberechtigt nebeneinander, hat man ihnen in der ausübenden Musik, wenn auch nicht ganz ohne Widerstreben, einen breiten und gesicherten Platz zugestanden und können sie, was die Gelegenheit zur Ausbildung für die letztere Kunst betrifft, eher von einem embaras de richesse als vom Mangel sprechen, so ist von Leistungen auf dem Gebiete der Komposition verhältnismäßig nur wenig bekannt. Nicht daß wir nicht Vieder und andere Musikstücke, daß wir nicht sogar Opern von Kompositionisten hätten, welche warme Anerkennung verdienen, immerhin haben wir es hier mit einem noch wenig von Frauen kultivierten Felde zu thun. Das Auffuchen der Gründe dafür, wie für die gleiche Erscheinung in der Bildhauerkunst, sowie die Erwägung, ob eine kommende Zeit hier Wandel schaffen werde, liegt außerhalb der Grenzen, die mir für diese Abhandlung gestellt sind. Ich begnüge mich daher mit Sancho Panzas tiefinnigem Ausspruch: „Was ist, wird sein können,“ und dem Hinweis darauf, daß es nicht mehr an Unterrichtsanstalten fehlt, wo Frauen Musik studieren können, und daß es ihnen auch keineswegs unmöglich gemacht ist, das „Kneten des Thons“ zu erlernen. Es giebt Bildhauer genug, die weibliche Schüler annehmen, und auch Kunstschulen, die sie zulassen.

Während ich dies schreibe, fällt mein Auge auf das von weiblicher Hand modellierte Relief einer verstorbenen Freundin; ich möchte das nicht unerwähnt lassen, um nicht den Anschein zu erregen, als wolle ich den Frauen Lust und Begabung für die Bildhauerkunst absprechen, es ist von einigen, namentlich in der Porträtbüste, sehr Anerkennenswertes geleistet worden, nur verhält sich ihre Thätigkeit auf diesem Gebiete zur Malerei ungefähr so wie das Komponieren zur ausübenden Musik.

Die Kunstausstellungen, welche alljährlich in Berlin, Wien, München und anderen deutschen Städten stattfinden, führen in ihren Katalogen eine ansehnliche Zahl weiblicher Namen auf, und das gleiche ist in den Pariser Salons, in den Londoner Ausstellungen der Fall. Man darf wohl annehmen, daß die Jury bei Zulassung solcher Werke sich durchaus nicht von Rücksichten der Galanterie leiten läßt, sondern im Gegenteil recht streng verfährt. Der bloße Umstand, daß sie da sind, spricht

also schon für alle diese Werke, noch weit günstiger wird das Urteil für einzelne, welches Publikum und Kritik fällen. Namentlich im Porträt, im Stillleben, in Blumen und Früchten und auch in der Landschaft wird von unseren Malerinnen Treffliches geleistet. Genre und Historie sind nur vereinzelt von Malerinnen kultiviert, und eine Schlachtenmalerin, wie die Engländerin Miss Thomson, besitzt Deutschland noch nicht, sie beweist aber, ebenso wie die französische Tiermalerin Rosa Bonheur, daß der Frau kein Gebiet der Malerei verschlossen zu bleiben braucht, sobald ihr die Möglichkeit geboten ist, sich darin auszubilden.

Diese Möglichkeit geben gegenwärtig die Kunstschulen, welche zum Teil den Frauen die Zulassung gewährt haben; eine Anzahl hervorragender Meister nehmen in ihren Schülerateliers weibliche Kunstjünger auf oder haben besondere Ateliers für sie eingerichtet; in Wien, München, Weimar, Karlsruhe sind Kunstschulen für Frauen eingerichtet, eine solche besitzt auch der Verein der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen in Berlin, welcher auch von Zeit zu Zeit eine Ausstellung der Arbeiten seiner Mitglieder und Schülerinnen veranstaltet. Die Kosten für eine Ausbildung zur Malerin sind nicht gering, die Zeit, welche dazu erforderlich ist, läßt sich gar nicht feststellen, da ein Künstler eigentlich nie auslernt, die ersten und unerlässlichsten Bedingungen dazu sind aber Talent und Fleiß. Auch hier ist eine strenge und gewissenhafte Prüfung durch sich selbst wie durch Sachkundige dringend anzuraten.

Ein Talent kann übrigens recht hübsch und verheißend sein, ohne gerade den Anspruch zu rechtfertigen, daraufhin den Flug in das hehre Land der hohen Kunst zu wagen, wohl aber ist es ausreichend für die damit verwandten Gebiete. Das sollten sich doch besonders diejenigen gesagt sein lassen, denen das Studium, dem sie sich hingeben, wirklich Beruf werden soll, welche dadurch die Mittel für ihre Existenz erwerben wollen. Wer nur zur Unterhaltung zeichnet und malt, der mag mit Stift und Farben hantieren, wie er will, der mag Papier und Leinwand nach Herzenslust bemalen, mögen diejenigen, welche die Werke von Kunstbegeisterten zum Geschenk erhalten, deren Lust weit größer ist als ihr Vermögen, sich die Köpfe zerbrecen, wo sie jene Gaben aufhängen sollen. Ganz anders stellt sich aber die Sache für solche, die Käufer für ihre Arbeiten haben wollen und haben müssen. Wer da nicht die Kraft in sich fühlt, Tüchtiges zu leisten, oder wenn sie im Verlaufe des Studiums versagt, der sollte innehalten und sich nach einem andern Felde für seine Thätigkeit umsehen.

Das Kopieren von Gemälden wird von einer Anzahl von Malerinnen mit gutem Geschick, Sorgfalt und Emsigkeit ausgeführt und bietet, alle diese Eigenschaften vorausgesetzt, einen nicht unansehnlichen pekuniären Gewinn, der zumeist durch den Kunsthändler vermittelt wird. Sehr viele solcher Bilder werden zum Beispiel als Geschenke für Kirchen auf dem Lande und in kleineren Städten verwendet.

Ein Schritt weiter, und wir stehen beim Kunstgewerbe, das gerade den Frauen mit ihrem Blick für das Einzelne und Kleine, mit der ihnen eigenen Sorgfalt und Sauberkeit einen weiten Wirkungskreis in die mannigfachen Abstufungen eröffnet. Allerdings ist auch hier gerade dem Dilettantismus und, sagen wir es ehrlich heraus, der tändelnden Beschäftigung ein großer Spielraum eröffnet. Hierher gehört das Porzellanmalen, das Malen auf Holz, Marmor, Glas, Seide, das Weben und Kludieren, die Majolikamalerei, das Kneten in Gummi und Thonmasse, das Stanzen und Verschneiden in Leder u. s. w. Es wird in Herstellung dieser Dinge viel gesündigt, aber auch von Liebhaberinnen sehr Tüchtiges geleistet. Viele solcher als Geschenke verwendeter und für eigene Arbeiten ausgeführter Kunstzeugnisse sind allerdings in den Handlungen gekauft und von Frauen hergestellt, welche aus der Anfertigung ein Mittel des Erwerbes machen. Welchen Geschmack, welche Kunstfertigkeit sich viele solcher Damen angeeignet haben, davon bieten die Weihnachtsmessen, die Ausstellungen u. s. w. hochehrfrenliche Beweise. Wiederum möchte ich den Gewinn, der den fleißigen und geschickten Arbeiterinnen erwächst, nicht in Zahlen ausdrücken, wohl aber darf ich es als sicher hinstellen, daß sich viele dadurch eine auskömmliche Existenz, andere einen recht annehmbaren Nebenverdienst verschaffen.

Noch besser bezahlt macht sich bei Geschmack, Geschick und Fleiß das Zeichnen für gewerbliche Zwecke. Das Entwerfen von Mustern für Stickerien, Verschmürungen, Phantasie-, Häkel- und Filatarbeiten und Uebertragen derselben, soweit dies erforderlich, auf den Stoff, Musterverzeichnisse für Teppich- und Tapeten-, für Shawl- und Tücherfabrikation, das Entwerfen von Illustrationen für Zeitchriften und Werke, sowie das Uebertragen derselben auf den Holzstock. In England ist auch die Holzschneidekunst zum Teil in den Händen von Frauen, in Deutschland ist man meines Wissens über die Anfänge damit nicht hinausgekommen. Dagegen beschäftigen sich haben wie drüben recht viele Frauen mit dem Kolorieren der mannigfachen Erzeugnisse der Luxuspapierindustrie.

Alle diese Kunstfertigkeiten haben zur Grundlage das Zeichnen, nebst Geometrie, Formen- und Farbenlehre und andere damit verwandte Fächer. Die Wichtigkeit eines solchen Unterrichtes ist denn auch überall anerkannt worden, wo man die Ausbildung der Frauen für einen er- und gewerblichen Beruf ins Auge gefaßt hat, und fast alle der zu diesem Zwecke begründeten Vereine haben Zeichenschulen errichtet. Ohne auf Vollständigkeit irgendwie Anspruch zu machen, nenne ich die Zeichenschulen des Frauenerwerbsvereins in Wien, des Babilischen Frauenvereins in Karlsruhe, der Vereine in Hamburg, Bremen, Dresden, Stuttgart, Breslau, die Zeichen- und Kunstschulen für Frauen in München, Nürnberg, Weimar, Kassel, die Zeichenschule des Lette-Vereins, des Vereins der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen, sowie das Deutsche Gewerbemuseum in Berlin. Der ganze Kurfs dieser Anstalten dauert in der Regel zwei bis drei Jahre, in den Fachklassen für kunstgewerbliche Ausbildung je nach den besonderen Zwecken der Schülerin auch wohl längere oder kürzere Zeit; das Unterrichtshonorar dürfte sich für das Jahr durchschnittlich auf 150 Mark stellen.

Außer den hier angeführten Anstalten giebt es noch andere, die von Vereinen oder auch von Privatunternehmern begründet sind, und es kommen immer noch neue hinzu. Es spricht dies für ein immer wachsendes Bedürfnis der Ausbildung weiblicher Kräfte für unsere sich immer vollkommener gestaltende Kunstindustrie, in welcher die Frau schon jetzt ein bedeutender Faktor ist und es unserer ganzen sozialen Entwicklung nach immer mehr werden wird.

Jenny Hirsch.



Bei der Arbeit.

Es ist so spät —
 schon Mitternacht;
 Im Schneesturm bebt
 das Haus.
 Du blasse Maid auf
 stiller Wacht,
 Wie müde siehst du aus!
 Näh' zu am fremden
 Brautgewand
 Mit farg gelohntem
 Fleiß —
 Wie hauchst dich unter
 deiner Hand
 Die Seide schimmernd
 weiß!

Dem Ungetreuen tren.

Skizze von Julius Weil.

Nachdruck verboten.

Man hatte mir den Besuch einer Dame gemeldet, und vor mir stand ein ältliches Fräulein mit einem runden, von steifen Bäckchen eingerahmten Gesicht, aus dem mich ein Paar lebenswürdiger Augen, denen man ansah, daß sie leicht übergingen, verlegen und hilflos anblickte. Es bedurfte wiederholten aufmunternden Zuspruches, ehe sie ihr Anliegen vorbrachte: es handle sich um einen Knaben ... eine Waise ... eine vater- und mutterlose Waise ... die sie erzogen habe ... und die sie nun an Kindesstatt annehmen wolle.

„Und wie alt sind Sie, mein Fräulein?“ fragte ich, indem ich entschuldigend hinzufügte: „Das Gesetz schreibt nämlich ein gewisses Alter für den Adoptierenden vor.“

Sie nannte mir hierauf ihr Geburtsjahr mit einem Lächeln, das deutlich sagte: es bedarf keiner Entschuldigung, ich habe nicht mehr die Schwäche, mich jünger zu machen, als ich bin. Die Sache schien so weit in Ordnung; da sie mir Empfehlungen von einer befreundeten Familie brachte, sagte ich ihr gern meine Mitwirkung bei dem beabsichtigten Akte zu und ließ mir erzählen, daß sie einem Atelier für Kunststickerei vorstehe und sich einer ebenso großen Teilnahme der Kenner wie des tausenden Publikums erfreue, mithin in günstigen Umständen lebe.

Dies war unser erstes Zusammentreffen. Seitdem begegnete ich ihr zuweilen auf meinen abendlichen Spaziergängen. Sie führte regelmäßig einen hübschen blonden Knaben an der Hand und begrüßte mich schon aus der Ferne mit einem zierlich alfränkischen Knix und ließ den Knaben sein Mützchen vor mir lästern. Einmal trat ich an sie heran, was sie in freudige Aufregung versetzte, und ließ mir den Knaben vorstellen, der Franz hieß und sich, während er mich mit seinen großen, lebhaften Augen fragend anblickte, liebevoll an seine zweite Mutter schmiegte. Von da ab blieb ich öfter bei ihnen stehen, um von dem entzückten Fräulein immer günstiger lautende Berichte über die Fortschritte des kleinen Franz entgegenzunehmen. Ich war so eine Art Ehrenmitglied dieser kleinen Familie geworden, an deren Schicksalen ich den herzlichsten Anteil nahm.

Längere Abwesenheit und eine Veränderung meines Quartiers brachten es aber zuwege, daß ich sie in der nächsten Zeit aus den Augen verlor, bis eines Tages ein Bote bei mir erschien und mich ersuchte, zu dem Fräulein zu kommen, das krank sei und mich dringend zu sprechen wünsche. Ich fand meine Freundin in einer traurigen Verfassung wieder. Sie saß in Tücher gehüllt in einem Lehnstuhl und streckte mir eine blasse Krankenhand entgegen.

„Ich habe dem Tode sehr deutlich ins Gesicht gesehen,“ sagte sie, „und bei dem Gedanken, daß er mich von hier nehmen könnte, ohne daß ich mein Haus bestellt habe, ist mein Herz vor Angst vergangen. Darum habe ich es gewagt, nach Ihnen zu schicken: ich möchte, wenn mir etwas Menschliches passiert, besser vorbereitet sein ... ich möchte mein Testament machen.“

Im Kreis herum dreht sich das Rad, im Kreis die ganze Welt.

Der Nadel weg flieht Nacht um Nacht. — Wer hat dies Kleid bestellt?

Ein Kind von fernen Landen her kniet morgen am Altar,

Und neben ihm — ach Gott! — kniet er, der einst dein eigen war.

* * *

Du warst sein Stern, du warst sein Traum, bis Nacht und Winter kam

Und kalt von deines Lebens Baum die Blüten alle nahm,

Bis, schwer verarmt an Herz und Hirn, ein Bettler vor dir stand

Und du mit deiner reinen Stirn dich lautlos abgewandt.

Du, selbst so arm an Geld und Gut und irdischem Gewinn,

An Würde, Stolz und Edelmut doch eine Königin,

Wie preßtest du die Hand aufs Herz! Ach, lächelnd fargtest du

Zur toten Liebe deinen Schmerz, die Rosen all dazu!

* * *

Von Dornen nur blieb dir ein Kranz! Mit kampfgeästltem Leib

Trägst du der Erde höchsten Glanz, du starkes Heldenweib.

Nicht Ring, nicht Jawort bindet dich: nach freier Wahl der Not,

Der Arbeit beugt dein Leben sich; den Deinen giebst du Brot.

Sie schlummern friedlich nebeneinander in treugeschirmter Ruh.

Nun halte Rad und Faden an, geh' schlafen doch auch du!

Auf weißem Grund, was perlt so klar? — Ist er noch nicht vorbei,

Der Traum, der einst dir teuer war? — Die Nadel bricht entzwei!

Ida John.

Diesen Entschluß lobte ich aus voller Ueberzeugung, suchte ihr aber den immer wieder ausgesprochenen Gedanken an ein nahes Ende nach Kräften auszureden, worauf sie erwiderte: „Für mich fürchte ich den Tod nicht, aber was soll aus meinem Franz werden, wenn ich sterbe, ehe er auf eigenen Füßen steht?“

„Wir werden bestimmt auf seiner Hochzeit miteinander tanzen, liebes Fräulein,“ scherzte ich.

Sie lächelte mit ihrem alten lebenswürdigen Lächeln zu diesem Zukunftsbilde und sagte dann, meinem Gedankengange folgend, nachdenklich: „Er wird das Mädchen glücklich machen, das er sich erwählt. Ich weiß es, denn er hat ein starkes Gemüt und einen festen Charakter. Er ist anders geartet als sein Vater.“

„Sie kannten seinen Vater?“ fragte ich.

Sie versank in Schweigen. Nach einer Weile erwiderte sie leise: „Er war mein Verlobter.“

Und als ich sie erstaunt anblickte, fuhr sie fort: „Er war schwankend wie ein Rohr und gegen die Verlockungen der Welt schwach wie ein Kind, aber sein Herz war gut. Nein, schlecht war er nicht!“

Sie schwieg von neuem, und um sie ihren trüben Erinnerungen zu entreißen, begann ich von Franz zu sprechen. Sie hörte mir ruhig zu und sagte dann: „Wie danke ich Ihnen für die Teilnahme, die Sie für den Knaben hegen! Wenn ich sicher wäre, wenn ich hoffen dürfte —“

„Was hoffen, liebes Fräulein?“

„Daß Sie sein Vormund sein wollten, wenn ich nicht mehr bin! Ach, Herr Doktor, dann würde ich getrost in die Zukunft blicken! Denn sehen Sie, er ist brav, er ist stark, aber wird er nicht doch straucheln, wenn er sich selbst überlassen ist, wenn kein liebevolles Auge über ihm wacht? Ich habe es seinem sterbenden Vater gelobt, einen tüchtigen Menschen aus ihm zu machen —“

Die Rührung übermannte sie, und ihre Augen begannen sich von neuem zu füllen. Aber bald hatte sie sich gefaßt und konnte fortfahren: „Es überwältigt mich immer, wenn ich daran denke; denn ich habe ihn lieb gehabt bis zu seiner letzten Stunde. Wir hatten zusammen in einem Geschäft gearbeitet, ich als Direktrice, er als Buchhalter. Unsere Naturen waren die denkbar verschiedensten: er war leichtlebig, immer zu lustigen Dingen aufgeleitet, ich sparsam und ernst. Aber wir fanden dennoch Gefallen aneinander. Ich faßte eine herzliche Zuneigung zu dem lebenswürdigen, gutherzigen Menschen; gerade sein heiteres Temperament zog mich an, und an seiner leichtesten Art nahm ich keinen Anstoß; desto eher hoffte ich Einfluß auf ihn zu gewinnen. Auch er war mir gut, ich habe nie an seinen Beteuerungen gezweifelt, denn heucheln konnte er nicht. Er nannte mich im Scherz seinen Chef, und wir machten große Pläne für die Zukunft. Wir wollten uns gemeinsam ein kleines Kapital sparen und dann ein eigenes Geschäft gründen; ich hatte schon den Anfang damit gemacht, und er wollte nun auch ernstlich beginnen, er gab mir die Hand darauf.“

Wir verlobten uns, und während wir uns bis dahin nur während der Arbeitszeit sahen, führten uns nun auch die freien Stunden zusammen. Ich war vollkommen glücklich, und auch

mein Verlobter war es. Wenigstens anfänglich. Allmählich aber begann ihn seine Unbeständigkeit zu quälen, er sehnte sich nach Abwechslung und stärkeren Zerstreuungen; nur mit Mühe widerstand er den Einladungen seiner guten Freunde, die ihn mit seiner Philisterhaftigkeit neckten. Ich sah, wie schwer er die frühere Unterhaltung vermied, und bat ihn selbst, den einen und den andern Abend sie wieder aufzusuchen. Er küßte mich dankbar und machte von dieser Erlaubnis freudig Gebrauch, erst spärlich, dann immer häufiger; die alte Gesellschaft gefiel ihm doch besser als die meinige, in der er sich meist zerstreut und einsilbig zeigte.

Es machte mir großen Kummer, aber ich verzagte darum nicht, ich dachte mir: wenn wir nur erst verheiratet sind und eine freundliche Häuslichkeit haben, dann wird er schon hübsch daheim bleiben. Ihn aber schien auch der geringe Zwang, den ihm unser Verlobnis auferlegte, zu bedrücken. Wenn er nach einem ohne mich verlebten Abend in das Geschäft kam, war er verlegen; er wußte, daß er nicht recht gethan und schämte sich vor mir; und da sich dies sehr oft wiederholte, so machte es ihn zuletzt verdrießlich, und er beschloß, sich dieser Last zu entledigen.

Unter irgend einem Vorwande kündigte er unserm Prinzipal seine Stellung und schied aus dem Geschäft. Auf meine ernsthaften Vorstellungen antwortete er erst mit Ausflüchten und dann mit einem Briefe, worin er mich bat, ihm sein Wort zurückzugeben, er glaube, wir hätten uns voreilig gebunden, an die Gründung eines eigenen Herdes sei ja in absehbarer Zeit nicht zu denken, und, was die Hauptsache sei, wir paßten doch im Grunde nicht zusammen.

„Wir passen nicht zu einander!“ So sagt gewöhnlich derjenige, dem es am guten Willen fehlt, sich dem andern anzupassen. Selten stimmen zwei Menschen von Anfang an völlig überein, aber wo Liebe ist, da gleicht sie die Gegensätze aus. Bei ihm war es mit der Liebe vorbei, das sah ich nun wohl ein, aber, so unglücklich ich auch darüber war, böse konnte ich ihm doch nicht sein, sondern ihn nur schmerzlich beklagen; denn würde er jetzt nicht jeden Halt verlieren und ganz untergehen?

Und fast kam es so weit. Ich erfuhr, daß er immer mehr auf Abwege geriet, es schien beinahe, als wollte er sein Gewissen betäuben; eine Stellung nach der andern mußte er aufgeben, bis er endlich existenzlos auf der Straße stand. Da hörte ich plötzlich, daß er ein großes Glück gemacht habe. Ein hübsches, wohlhabendes Mädchen habe sich in ihn verliebt und die Hochzeit werde nicht lange auf sich warten lassen. Richtig eröffnete er auch bald darauf in einer der Hauptstraßen ein eigenes Geschäft, und eines Mittags stand ich an der Kirchthür, um das junge Brautpaar zur Trauung fahren zu sehen.

Wir war zum Sterben weh, als ich mitten unter den neugierigen Menschen auf meinen Verlobten wartete, aber ich harter aus, ich wollte doch diejenige sehen, in deren Händen sein Glück lag. Und der Hochzeitswagen kam, und ich konnte durch die großen Scheiben beide deutlich erkennen. Er sah nicht mehr so blühend aus wie früher, aber sein Gesicht strahlte vor Glück, und mit Zärtlichkeit blickte er auf die reichgeschmückte Braut, ein hübsches Mädchen mit einem lachenden Antlitz. Ja, die paßt freilich besser zu ihm! Nun, Gott lasse ihn glücklich werden! So dachte ich in meinem Herzen und ging still heim in mein einsames Stübchen.

Das junge Paar lebte nun herrlich und in Freuden, das Geschäft mußte einen glänzenden Gewinn abwerfen. Um so größer war die Verwunderung, als eines Tages der Laden geschlossen und der Konkurs bekannt gemacht wurde. Sie waren gerade zwei Jahre verheiratet. Da faßte ich mir ein Herz und ging zu ihnen. Ach, wie trostlos sah es da aus! Bettelarm waren sie und hatten kaum so viel, wie für das liebe Brot nötig war. Der Mann lag krank danieder, und die Frau ging kopflos und klagend umher, in der Wirtshaft war alles verfallen und vernachlässigt. Nur einen lichten Punkt gab es in diesem Jammer: das Kind. Es war ein kleines, blondes Bürschchen, das, von niemandem beachtet, sich an mich hingängte und nicht mehr von mir fort wollte.

Ich trat an das Bett des Kranken und gab ihm die Hand und sprach ihm Mut zu. Er hielt sie frampfhaft fest und wandte sich nach der Wand zu, um mir nicht zu zeigen, daß er weinte ... Meine Erisparnisse waren nicht groß, aber für den Anfang reichten sie schon hin, ich bot sie ihm an, und er errichtete damit von neuem ein Geschäft, freilich in kleinem Maßstabe, doch wäre es wohl gegangen, wenn sie zu wirtschaften verstanden hätten. Aber sie verstanden es beide nicht, und nicht lange, so waren sie wieder auf dem alten Fleck, nur daß es diesmal noch viel schlimmer um sie stand; denn Kummer und Aufregung hatten die ohnehin schwache Gesundheit des Mannes untergraben, und es ging zu Ende mit ihm.

Als er mich ins Zimmer treten sah, winkte er mich zu sich und sagte leise, unwillkürlich in den Ton früherer Vertraulichkeit zurückfallend: „Ich habe mich danach gesehnt, dich noch einmal zu sehen. Du hast es doch am besten mit mir gemeint.“

Und dann nach einer Pause: „Versprich mir, für das Kind, meinen Franz, zu sorgen! Erzieh ihn so, daß er dir und nicht seinem Vater gleich wird!“

Da hab' ichs ihm mit traurigem Herzen versprochen. Die Mutter hat mir den Knaben gern anvertraut, ihr wäre er doch nur eine Last gewesen. Sie hat dann bald darauf zum zweitenmale geheiratet, und vor wenigen Jahren ist sie gestorben. Wir aber ist mit dem Kinde eine neue Welt aufgegangen. Menschen und Verhältnisse — alles hat für mich ein anderes Gesicht bekommen, seit ich für den armen verlassenem Jungen zu sorgen, zu schaffen, zu denken habe. Und was ich seinem Vater versprochen habe, ich glaube, daß ich's redlich erfüllt habe —

Bis jetzt hatte sich meine alte Freundin tapfer gehalten. Nun aber kam die Rührung mächtig über sie und ließ die lieben, guten Neuglein übergehen. Ich aber nahm ihre Hand und drückte sie herzlich und sagte: „Und es soll auch in Zukunft für ihn gesorgt sein! Morgen komme ich, und wir machen das Testament!“

Darin ist der Franz zum Erben eingesetzt, und ich habe für den Fall ihres Todes die Vormundschaft übernommen. Aber ich denke sie durchaus nicht zu führen, denn wir wollen ja auf seiner Hochzeit miteinander tanzen — seine Mutter und ich!

Santa Senhora.

Nachdruck verboten.

Zur Jahreswende hat das Schicksal wieder einmal seine allgewaltige Macht an den Höchsten der Erde erprobt: an dem Tage, da im Palais zu Berlin die erste deutsche Kaiserin nach einem Leben voll Glück und Glanz in gesegneten hohen Jahren sanft und selig entschlief, wurde in der portugiesischen Hauptstadt im Pantheon von Vincente de Fora, dem Begräbnisplaz der Königsfamilie Braganza, die irdische Hülle der jüngst entthronten Kaiserin von Brasilien beigelegt, jener unglücklichen Fürstin, deren wahrhaft tragisches Geschick die innigste Teilnahme aller fühlenden Menschen wachrufen muß.

Therese Christine Maria von Bourbon, geboren am 14. März 1822, war eine Tochter Franz I., Königs beider Sizilien, und Schwester des bekannten Nd Bomba von Neapel. Ihre Vermählung mit Dom Pedro II., dem jugendlichen Herrscher von Brasilien, wurde nach vorausgegangener Profuration in Neapel, bei welcher der Prinz von Syrakus die Stelle des fernern Bräutigams vertrat, am 4. September 1843 in Rio de Janeiro vollzogen. Sechsvierzig Jahre lang war die Kaiserin die liebevolle und hingebende Gefährtin ihres hohen Gemahls, mit welchem sie die bitteren Prüfungen und Enttäuschungen, die ihm sein verantwortungsreicher schwerer Beruf auferlegte, opfermutig und getreulich teilte. Obzwar die hohe Frau seit einer langen Reihe von Jahren über verschiedene Gebrechen, Asthma, Rheumatismus und Sicht, zu klagen hatte



Therese,
Kaiserin von Brasilien.

und überdies noch in der letzten Zeit an einer schweren Herzkrankheit litt, die denn auch die unmittelbare Veranlassung ihres Todes war, so ist doch zweifellos, daß die jüngsten Ereignisse in Brasilien, namentlich das schroffe Vorgehen der dortigen Machthaber, die rücksichtslose Ausweisung und Verbannung der Herrscherfamilie und die Beschlagnahme des Vermögens dazu beigetragen haben, die Widerstandsfähigkeit der kranken Fürstin zu brechen und ihr Leben zu verkürzen. Sie starb am 28. Dezember vorigen Jahres zu Oporto in Portugal.

So bewegt ihr äußeres Leben in den ersten Jahren ihrer Ehe war, wo Dom Pedro mit mannigfachen inneren Unruhen und auswärtigen Verwickelungen zu kämpfen hatte, so ungetrübt und friedlich war ihr stilles häusliches Glück, das durch zwei blühende Töchter, Isabel, derzeitige Gemahlin des Grafen von Eu, und Leopoldine, die nachmalige, 1871 bereits verstorbene Gattin des Prinzen August von Sachsen-Koburg, verschönt ward. Durch kluge Zurückhaltung, wohlwollende milde Gesinnung, aufrichtige Liebe für alles Gute, bei höchster Bedürfnislosigkeit für ihre Person, gewann die edle Fürstin gar bald die Herzen der Ihrigen, wenngleich ihr, den Gewohnheiten des brasilianischen Volkes gemäß, äußerlich nur wenig Ehrfurcht erwiesen ward; aber der Name „Santa Senhora“, den das Volk der frommen Fürstin, der fleißigen Almosenspenderin, der unermüdeten Samariterin dereinst verlieh, wird dauernd in Ehren bleiben — auch über die Grenzen ihres ehemaligen Reiches hinaus!

G. D.



Fürst Menschikow im Exil. Originalzeichnung von W. Szurikow.

Eine glänzende Partie.

Von M. von Grünberg.

Nachdruck verboten.

Sie hatten sich aus Liebe geheiratet. Er sah sie, ward durch ihre liebliche Erscheinung angezogen, sah sie wieder und warb um ihre Hand. Er fesselte durch glänzendes Aeußere, angenehme Lebensstellung — was giebt es für ein junges unreifes Mädchen von achtzehn bis zwanzig Jahren Angenehmeres, als am Arme eines Offiziers zu stolzen! — und war aus angesehenen Familie. Daß er vorzüglich tanzte, „himmlisch“ Klavier spielte und daß seine dunklen Augen jeden Wechsel seines Innern wiederstrahlten, fiel nicht wenig ins Gewicht, als sie ihn wählte. Alles paßte äußerlich zusammen; der Offizier machte eine Partie, die von sämtlichen Lieutenants-, Hauptmanns- und Majorsfrauen für „standesgemäß“ angesehen wurde, sogar die Frau Oberst sprach sich anerkennend über seine Wahl aus. Was fehlte also noch weiter zum Glücke!

Man hätte allerdings einwerfen können, daß sich die jungen Leute doch zu wenig kennen gelernt, sich nur im Feiertagskleide und in Feiertagsstimmung gesehen hätten. Doch wer wird so veraltet sein, ein Fünfteljahr schon vor der Hochzeit zu verlangen! Das Leben ist lang genug, um sich ineinander finden zu lernen. Wer wird überhaupt Tiefe verlangen von modernen Menschen, denen die dehors alles sind und die das savoir vivre gleichsam mit der Ammenmilch eingefogen haben!

Da es nicht zum besten Ton gehört, wenige Wochen nach der Verlobung zu heiraten, wenn es äußere Verhältnisse nicht gerade zur Bedingung machen, wartete man fast ein Jahr, ließ das junge Paar die Freuden des Brautstandes genießen und genoß sie mit. Man stürmte von Vergnügen zu Vergnügen, aus einer Gesellschaft in die andere, sah und ließ sich sehen. Mit kalten, neugierigen Augen wurde jede Liebesregung verfolgt und überwacht, jeder Blick des Paares beobachtet, doch man mußte endlich gesehen, die jungen Leute betrogen sich ganz musterhaft, durchaus „comme il faut“. Das schärfste Auge selbst der altjungferlichsten aller Tanten konnte kaum ein flüchtiges Zeichen der Färllichkeit erspähen, ein Beweis, wie „lady like“ die Braut, wie „reserviert“ der Bräutigam sich zu benehmen wußte.

Der Brautstand nahte seinem Ende, die jungen Leute hatten sich fast niemals allein gesehen. Alltäglich kam der Bräutigam ins Haus seiner Schwiegereltern, aber es gelang ihm nicht, die feste Mauer von Freundinnen und Tanten zu durchbrechen, die seine Braut umringten. Kaum einen flüchtigen Augenblick vergönnte ihm das Schicksal, um einen heißen Kuß auf die Lippen seiner Erwählten zu drücken, ja, einen heißen Kuß, denn in diesem äußerlich so formgewandten, kühlen Lieutenant glühte es, und nur in Tönen ließ er zuweilen ausströmen, was in seinem Innern tobte, nur zuweilen bligten seine Augen auf vor unwillig zurückgehaltenem Verlangen; doch die Form ist alles: äußerlich blieb er glatt, collet monté wie ein — nun wie ein wohlzogener Lieutenant. Da saß sie im Scheine einer Hängelampe, im Kreise der Thronen, blond und reizend, das Köpfchen hinabgeneigt auf die feine Arbeit, mit der die weißen Händchen spielend sich beschäftigten. Die anderen plauderten und lachten, plauderten von all den dummen Dingen und lachten boshaft über all die Dinge, die das Geschwätz dieser Gesellschaftsmenschen ausmachen. Ungeduldig sah er zu ihr hinüber; die alberne Arbeit und der alberne Klatsch nahmen sie ganz gefangen; warum blickte sie nicht auf? Er ging zum Klavier, und mit wildem Ungestüm erbraunte unter seinen Händen das Pied unterdrückter, ungezügelter Leidenschaft. — „Wie du mich erschreckt hast“ war alles, was sie sagte. „Robert, wie kannst du — denke doch an Mamas Nerven!“

Er springt auf: „Pardon, Mama! Pardon, Helene!“ und die Regung ist vorüber; er setzt sich, innerlich ergrimmt, und klatscht und lacht mit ihnen und blickt auf die weißen Fingerchen, die sich ohne Ende im geschäftigen Müßiggang regen.

„Wenn sie erst mein ist, wird's anders!“ tröstet er sich dann wieder, „wenn wir erst allein sind!“

Seine Seele ist empfänglich für alles Schöne; er hält's geheim, denn im Kreise seiner Kameraden könnte man über den Schwärmer und Schöngestirnten spotten, sie aber soll teilnehmen an allem, was ihn begeistert. Versucht hat er's schon, sie für Poesie und Kunst zu erwärmen, gelungen ist's freilich noch nicht; denn als er ihr ein Gedicht vorlas voll erhabener Schönheit, voll großer Gedanken und von berückendem Zauber der Sprache, war sie zerstreut und fragte gelangweilt zu ihrer Mutter hinüber, die mit halbgeschlossenen Augen im Schaukelstuhl ruhte, ob das Brautkleid nun endgiltig bei Gerson oder in Paris gemacht würde, und ein eingehendes Toilettegespräch zerriff die erhabenen Schlüßverse der Dichtung. Damals war er aufgeprungen und dabongeraunt, aller Sitte zum Troß. Damals hatte er in seinem Kopf den Gedanken herumgetragen, ob diese Verbindung ihm nicht viel mehr Unglück als Glück bringen könnte; aber der Gedanke an die Unmöglichkeit, ein einmal eingegangenes Verlöbniß ohne triftigen Grund zu lösen — denn wo wäre ein solcher zu finden gewesen? — Abscheu vor einem Skandal, der seinen und ihren Namen in aller Mund bringen mußte, und endlich der trostreiche Gedanke, daß seine allgewaltige Liebe erziehend und vertiefend auf sie einwirken würde, ließ ihn wieder zur Ruhe kommen.

Der Frühling kam, die Zeit des Nesterbaues, wo alles der Sonne entgegenringt im stürmischen Werdebrang. Unter ihrem warmen Kusse erschließen sich die Keime, und durch die Natur fliegt es wie Liebesahnen. Die Nachtigall schluchzt das urewige Lied der Sehnsucht, des stürmischen Verlangens. Zu dieser Zeit ward unserm Paare ihr Nestchen ebenfalls bereitet. Doch nichts erinnerte an das allmähliche Zusammentragen der Salme, es war kein selbstthätiges Zusammenfügen des Ganzen. Nach wohl und reichlich überlegtem Plane, nach endlosen Beratungen mit Lieferanten und Künstlern war es mit einem Schläge „komplett“, reich und schön, wie es ein modernes Paar verlangen konnte. Einseitlich im Stil, dem Geschmack der Zeit entsprechend: Hochrenaissance und Rokoko. Was moderne Kunst und Industrie hervorbringen konnten in Nachahmung der Alten, war hier erreicht, in faltenreichen Gobelins hing's von den Wänden herab, schmückte als Schauteller und Krieg Schränke und Paneele; wurde in reichster Ausführung mit Füßen getreten — man konnte speisen, schlafen, konver-

fieren und musizieren, durchaus stilgerecht. Kurz, es war „wunder schön“, „entzückend“, „großartig“, erregte den Neid der Freundinnen und bildete Unterhaltungsstoff für Wochen hinaus.

Wer hätte zu behaupten gewagt, daß trotz all dieser Pracht etwas fehle, daß diese vielbewunderten Räume der Gemütslichkeit entbehrten, daß dem Ganzen die Seele mangle — die Seele, lächerlich! Nur zwei dunkle Menschenaugen glitten nicht so ganz befriedigt darüber hin, aber: „Der Mensch selbst erschafft sich seine Umgebung; wenn diese Räume erst bewohnt sind, wird der Sonnenschein des jungen Eheglückes alles durchfluten!“ Immer der alte Trost! Doch was wäre das Leben, vergoldete nicht Hoffnung die in Dunkel gehüllte Zukunft.

Hochzeitsmorgen! Weihevoller Stimmung muß einkehren in das Herz der zwei, welche eins werden sollen, um vereint zu bleiben ein ganzes langes Leben. Im Herzen zitternde Seligkeit, wenn sie sich lieben, im Auge zitternde Thränen, denn es gilt, Abschied zu nehmen von liebgeordneten, vertrauten Menschen und Dingen. Das Paar steht auf der Schwelle eines ersten Lebensabschnittes, es schreitet ins Dunkel einer ungewissen Zukunft. Wird die Liebe sich bewähren? Wird sie standhalten all den Widerwärtigkeiten und Kümernissen, all der Prosa des täglichen Lebens gegenüber, die kommen wird und muß? Solche Gedanken durchwühlen Herz und Hirn des Jünglings, der am Fenster lehnt. Im Zimmer nebenan warten die Hochzeitsgäste und die Verwandten der Braut; unten scharren ungeduldig die Pferde vor dem Brautwagen. Man wartet nur noch auf die Braut. Der Bräutigam hat sich von der Gesellschaft entfernt, um in diesem Augenblick allein zu sein mit sich und seinen Gedanken. Ungeduldig blickt er nach der Thür, durch welche die Auserwählte kommen muß. Unbeobachtet will er sie nur einen Augenblick noch sehen. Die Thür rauscht auf, sie tritt herein, diskret zieht sich die Mutter zurück, dieses Augenblickchen kann man den jungen Leuten wohl gönnen; doch lauschend bleibt sie an der Thür, denn noch ist sie ihres Hüteramtes nicht entbunden.

Da steht sie vor ihm, die er liebt, schön wie ein verkörpertes Gedicht; lang fließt der Schleier an der hohen Gestalt hernieder und weiße Myrtenblüten schimmern im welligen blonden Haar. Er reißt sie an sich, zwei heiße Lippen blühen ihm entgegen, er sucht sie nicht, tief senken seine dunklen Augen sich in die ihrigen, und so hält er sie und forscht und forscht.

„Robert, was willst du, warum siehst du mich so an?“ stammelt sie, nach Atem ringend.

„Ich suche deine Seele, Kind, deine Seele!“

„Du bist drollig, Robert!“ schmolzt sie und stößt ihn zurück. „Sieh nur, wie du meine Spitzen zerdrückst; die Kammeraden jagen auch, du wärest manchmal —“

„Nun, wie?“

„So komisch!“

Ein kurzes Kehrt, die Sporen klirren zusammen, heftig stößt die Hand den Degen an die Seite, ein eisiger Blick steigt zu dem jungen Weibe hinüber. Mit kalter Höflichkeit reicht er ihr den Arm, nur noch ein Zerrn am Bärchen verrät die innere Erregung, äußerlich ist alles wieder glatt und ruhig. Die Würfel sind gefallen.

Festliche Räume erwarteten die Jungvermählten, die von der Hochzeitsreise heimkehrten. Moderne Wandervogel, waren sie durch die weite Welt geflogen, hatten sich monatelang in Gasthäusern herumgetrieben, während daheim ein trauliches Nest ihrer wartete. In Paris hatten sie die Frühlingssennen von Long Champ mitgemacht, waren durch Galerien und Modemagazine gestürzt und hatten theatrale und musikalische Genüsse in sich aufgenommen. Endlich kehrten sie heim, und jetzt erst sollten die Stunden der Muße kommen, wo sich das Herz dem Herzen erschließen konnte.

Alles gesellschaftliche Leben ruhte, „tout Berlin“ war ausgeflogen, sie also nur auf sich angewiesen. Sonnenlicht durchflutete die lange Zimmerreihe, am Fenster harrten Köchin und Hausmädchen, an der Thür lauichte der Burische. Kichernd flüsterten sich die Mägde triviale Scherze ins Ohr, dumm lachte der Burische, den Drücker der Thür in der Hand, um mit einem Ruck zu öffnen, sobald er des Wagens ansichtig wurde. — Da rollte es heran, die „gnädigen Herrschaften“ waren angelangt. Vom Boß schwang sich der Diener des Herrn und öffnete den Schlag. Die junge Frau sprang heraus in reizender Toilette, ihr folgte die Frau Mama, die das Paar auf dem Bahnhof erwartet hatte, und als letzter verließ der Herr und Gebieter den Wagen. Doch nicht elastisch wie sonst waren seine Bewegungen; müde und langsam war sein Schritt, unter der schmalen Krempe des Hütchens blinnten die vieltragenden Augen noch um einen Schein dunkler und schwermütiger, und wie abweisend irrten sie über die Fenster, welche im Lichte der untergehenden Sonne glühten.

Mama und Tochter zogen sich in die intimen Gemächer zurück und der Lieutenant schritt nach seinen Zimmern; denn getrennte Räume für die Ehegatten, das ist die Blüte der Bornehmheit. — Einsam war er, und mit unabweisbarer, mit zwingender Gewißheit wurde es ihm in dieser ersten Stunde im eigenen Heim klar, daß er es bleiben werde.

Vergebens war sein Hoffen, das Streben seines heißen Herzens, sie zu erwärmen. Sie blieb, was sie war: das oberflächliche Kind, von Herzen weder böse noch gut, am Aeußeren haftend, eine Pflanze ohne Duft, wenn auch von zauberhafter Schönheit. Warum berauschte er sich nicht nur an dieser, was wollte er noch mehr? Gewiß, viele wären an der Seite dieser entzückenden Frau ganz glücklich gewesen, und er — er! Vielleicht war er ein Narr, vielleicht waren seine Lebensanschauungen zu ernst, seine Ansichten von Glück verschoben. Nun galt es, Mann zu sein und mit Würde zu tragen, was nicht zu ändern war.

Dahin schwanden die Sommermonate, die junge Frau leuchtete nach geselliger Abwechslung. Niemand war da, der ihre reizenden Toiletten bewundern konnte, und in dieser endlosen „saison morte“ mußten sie ja unmodern werden. Sie sah bleich und leidend aus, und Robert war so anders geworden. Seine Küsse, einst so glühend, waren flüchtig, seine Blicke, einst strahlend in Bewunderung, waren erloschen. Der Dienst nahm ihn fast ganz in Anspruch, denn bereitwillig erbot er sich immer wieder, beurlaubte Kameraden zu vertreten, und somit blieb ihm keine Zeit für das junge Weibchen. Anfangs hatte er ihr zuweilen Gesellschaft geleistet, ihr vorgelesen,

das ermüdete sie aber, und sein schönes Klavierspiel regte sie auf. Nun kam er nur flüchtig, fragte nach ihrem Befinden und ging, denn sein „Dienst“ rief, der leidige Dienst! Leider war Mama ins Bad gegangen und auch nicht da, um das Döchterchen zu trösten. Ach, das Leben war so schwer — so schwer — so langweilig! Die schönen Augen füllten sich mit Thränen. Endlich kam die Wanderverzeit, und Robert rückte mit seinem Regiment aus. Vorher hatte er seiner Frau den Vorschlag gemacht, der Mutter in das Bad zu folgen. Allein konnte sie nicht bleiben, sie wäre ja vor Langerweile gestorben.

Die Koffer wurden schleunigst gepackt, und fort ging's nach Baden-Baden, wo die Augen wieder frisch wurden und die Lippen wieder lächeln lernten. Schnell war alles Leid vergessen; reizender denn je erschien die liebe Frau auf der Promenade und im Kursaal. Unter der Leitung leichtlebiger Weltamen entwickelte sich bei ihr die Kunst jenes flüchtigen Minnepiels bald zu hoher Vollendung. Von Aug' zu Aug' flog es wie blitzartiges Suchen und Finden, und das leichtsinnige, launenhaft wechselnde Herz hüpfte vor befriedigter Lust. Untreu? Pui, ein garstiges Wort! Wer hätte jenes leichte Getändel so hart benennen können! „Flirtation“ nennen es die Engländer, und niemand verfällt auf den schwerfälligen Gedanken, die leichte Erregung des Blutes mißdeuten zu wollen. Ja, es kommt nur auf den Namen an. Nach siegreichem Tag schmiegt sich die schönen Glieder des Abends befriedigt in die weichen Kissen, die Lippen lächelten in süßer Erinnerung, und der Traumgott schwor bezaubernde Bilder herauf.

In der Ferne kehrt von anstrengenden Märschen der Gatte ins Bival zurück, staubbedeckt, zum Tode ermüdet — auch er streckt sich zum Schlaf aus, und ihn umfängt traumloses Vergessen.

Früher als sonst war der Winter hereingebrochen, und früher als sonst rückte sich die große Welt für die Freuden des großstädtischen Lebens. Theater und Konzerte waren eröffnet und lockten durch „Novitäten“ und Gäste. Von fern und nah strömte die Flut der Vergnügungshungrigen und Vergnügungsspendenden heran. Buntes Treiben auf den prächtigen Straßen und hinter den glitzernden Scheiben reiche Auslagen. Eine Luft war's, diese überflüssigen Dinge nur anzusehen, von denen die Stiefkinder des Glücks nicht einmal ahnten, welchem Zweck sie dienten. Die Modemagazine waren für die Wintercampagne gerüstet, und die Damen der modischen Welt hatten ihre Not mit dem Wählen und Verwerfen. O, sie sind nicht so leicht, diese Pflichten der äußeren Repräsentation, und inniges Verständnis gehört dazu, immer das Richtige zu wählen. Feine Unterschiede müssen da beobachtet werden: eine Dinner-toilette ist himmelweit vom Ballkleid verschieden, und zwischen dem feinen Straßentouren und dem bescheidenen Wohlthätigkeitskleidchen gähnt eine unüberbrückbare Kluft. Man muß diese Damen nur einmal in den Magazinen der Hauptstadt beobachtet haben, um zu begreifen, wie schwer es ist, die richtige Wahl unter all den verlockenden Nichtigkeiten zu treffen. Wohl derjenigen, welche in dieser wichtigen Angelegenheit einer beratenden Stimme nicht entbehren muß. Eine wetterfeste Salon-dame an der Seite, kann sie getrost allen Stürmen trotzen, die Klippen mit Sicherheit umschiffen, um endlich in den Hafen begeisterter und neidgefättigter Bewunderung einzulaufen.

Und wie der einzelne unter den Verkaufsaristokraten, so wählt das tausendköpfige Ungeheuer Gesellschaft unter den Nichtigkeiten an Menschenwaren, welche auf ihren Markt kommen, wählt und verwirft in launischem Uebermut, in übermühtiger Laune. Wer heute Viebling derselben ist, braucht es morgen nicht mehr zu sein, und gelingt es einer Persönlichkeit, eine ganze „Saison“ hindurch „Coqueluche“ zu bleiben, so hat sie alle Berechtigung, mit hochmütigem Stolz auf die armen Mitbewerberinnen herabzublicken, die verzweiflungsvoll und vergebens nach diesem hohen Ziele ringen. Neid und Bosheit zerfrisst die Herzen der Verschmähten, und mit Wollust tritt die Bevorzugte sie unter ihre Füße, nicht bedenkend, daß es nur eines heftigen Wellenschlages bedarf, um auch ihr stolz aufgetakeltes, aber leichtes Schiff led zu machen und zum Sinken zu bringen.

Coqueluche der vornehmen Welt aber war für diesmal die junge Frau. Man bewunderte alles an ihr, die reizende Navität, das liebe Aeußere, die tiefdurchdachten Toiletten, die vollendete Haltung. Frauen, Männer, Jünglinge und Greise drängten sich zu ihr. Von allen Lippen floß der Honigseim verborblicher Schmeichelei und vergiftete das junge Herz. Im Warmhaus gewissenloser und sinnloser Bewunderung gingen die Wucherpflänzchen krankhafter unerfättlicher Vergnügungstollwut auf, griffen verheerend um sich und entzogen edleren Keimen den gesunden Boden. Aller Zusammenhalt mit Mann und Haus hatte sich gelöst, einer trunkenen Bacchantin gleich stürmte das junge Weib von Unterhaltung zu Unterhaltung, immer wieder griff sie nach dem Becher berauscherer Freuden und trank sich und anderer Verderben.

Einmal noch gebot die Natur Einhalt im tollen Lauf dem Abgrund entgegen. Wieder einmal sollte sich das Wunder der Schöpfung vollziehen. Der erste Frühlingssonnenschein drang herein, und seine Strahlen küßten die junge Frau, welche den erhabensten Zweck ihrer Bestimmung erfüllt hatte, indem sie Mutter ward. Ein zartes, fränkliches Wesen war geboren. Jetzt war der Augenblick gekommen, wo allwaltende Mutterliebe dies öde Herz von Schladen reinigen konnte. Wird sie's begreifen, welches Heil ihr widerfahren, wird sie den Flügel-schlag des Engels fühlen, der sie umweht? Man hatte das kleine Wesen ihr in den Arm gelegt, sie war so schwach, hatte so viel gelitten — und weinte. Seit langer Zeit zum erstenmale hatten die Augen des Gatten in warmem Glanze auf ihr geruht, sein Mund hatte im leisen, innigen Kusse die feuchte Stirn berührt.

Hofft er? Sie blinzelt durch die halbgeschlossenen Lider, er steht an der Wiege, er lächelt, er neigt sich nieder, sie reißt die Augen auf, er weint. Die Lider fallen ihr zu, sie schläft. Endlich erwacht sie wieder. Im halbdunklen Raum muß sie sich erst gewöhnen zu sehen, noch immer steht der Offizier am kleinen Bettchen. Was sieht er nur da, an dem kleinen, häßlichen Ding? Die Gedanken wandern. Wenn es nur erst größer wäre; wenn es nur lieblich hübsch würde, denn ein häßliches Mädchen! — ihre Tochter — schrecklich, schrecklich! Lieber nicht leben, und wieder schließen sich die Augen, und wieder schläft sie vor Schwäche ein.

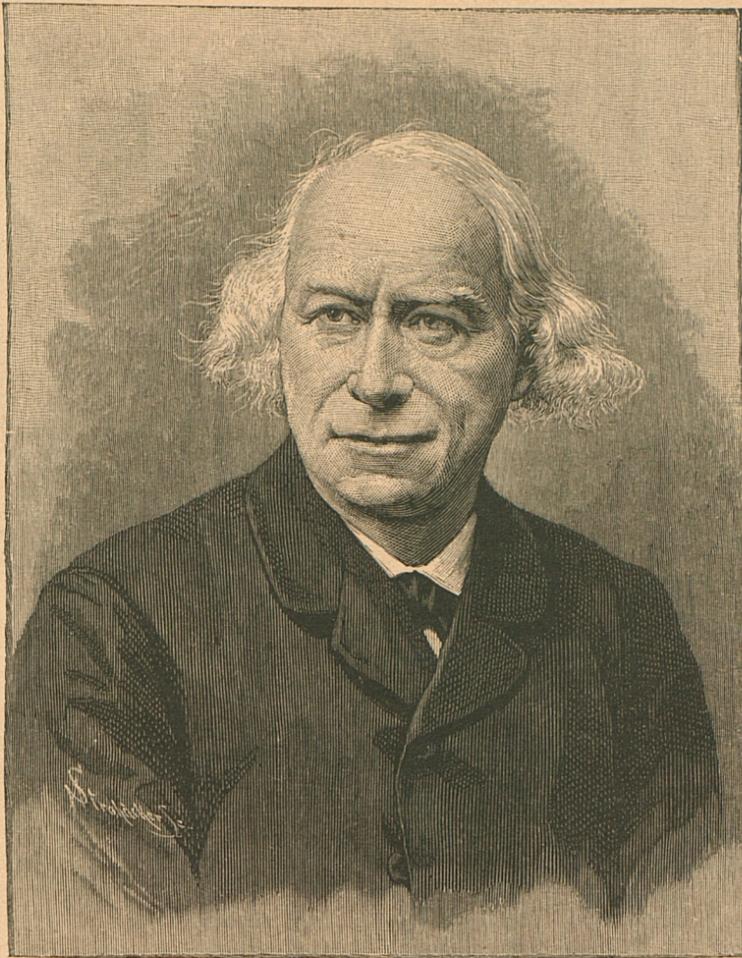
(Schluß folgt.)

Der Dichter der „Palmblätter“.

Mit dem Todesgedanken, der durch unsere ganze zeitgemäße Kunst geht und die idealgefeimte ältere Generation wie Grabeshauch anweht, scheint sich jene tödliche Kraft zu verbinden, die wie ein grimmer Senfmann durch unsere Gegenwart schreitet und selbst des Höchsten und Schönsten nicht schont. Wie viele, die zur Elite des Menschentums rechneten, haben wir in einer kurzen Spanne Zeit hinsinken sehen, haben wir an ihrem frischen Grabe ihret- und unsertwillen wehmütig beklagt, und immer von neuem schwingt das Sterbegelocklein über der Gemeinde der Ritter vom Geiste, immer von neuem klast Lücke über Lücke in ihren Reihen.

Heute ist es der vielgeliebte Sängler der „Palmblätter“, der „Pflingstrosen“, der „Deutschen Stern“, dessen gesegnetes Leben erlosch, im hohen Alter freilich — Gerok war im Jahre 1815 geboren und hätte in wenigen Tagen seinen 75. Geburtstag begangen — aber der allgemeinen Verehrung und Liebe in seinem engeren, wie im weiteren deutschen Vaterlande viel, viel zu frühe. Auch ließ seine Dichtung, fromm, innig und glaubensfrisch wie die eines begeisterten Jünglings, auf keinen Autor schließen, dem silbernes Gelock das Haupt umwallt und dessen schlanke hohe Gestalt sich unter der Wucht von mehr als zwei Menschenaltern gebeugt hat; ein ewig junger, gottgeweihter und heiligmächtiger Sängler — so lebte er in der Vorstellung seines Volkes, so wird er auch in dessen Erinnerung fortleben, und die Wiedergeburt der religiösen Dichtung, die sich unmittelbar an das tiefste Empfinden des einzelnen Christen wendet und dort auch den fast erstorbenen Keim religiöser Empfindung zu neuem Leben weckt, wird sich dauernd an seinen Namen knüpfen.

Bedarf es bei einem so allbekannten Poeten noch einer besonderen Erwähnung seiner Werke, eines Ueberblickes über das ganze Gebiet seines dichterischen Schaffens? Kaum! Wo ist ein deutsches Haus, in dem nicht die jungfräuliche Tochter die ihr an heiligem Tage geschenkten „Palmblätter“ als köstliches Kleinod hegte; in dem nicht auf der Hausfrau Tisch ein vielbenutzter, goldglänzender Band, seine „Blumen und Sterne“, seine „Pflingstrosen“, jener köstlich tiefinnige und tiefinnige Kommentar der Apostelgeschichte, einen Ehrenplatz einnahm; wo ist ein Witwenstübchen, ein Großmutterkammerchen, das nicht den „letzten Strauß“ oder die elegisch durchhauchten Dichtungen „Unter dem Abendstern“ zwischen teuren Reliquien aller Art aufwiegt! — Ja, Karl Gerok der Dichter war vielgeliebt, Karl Gerok der Kanzleirevisor war allverehrt, und der sanfte Tröster der Armen und Verlassenen, der Siechen und Sterbenden, Karl Gerok der milde Kinderfreund, der sanfte, liebezwingende Lehrer, der treue Freund, der hochsinnige Berater seines Fürsten wird nimmer vergessen werden, solange uns noch jenes schöne Pietätsgefühl innewohnt, das — ehemals wenigstens — zu den besten Eigenschaften des deutschen Volkes gerechnet werden durfte. L. J.



Prälat Dr. Karl von Gerok,
Oberhofprediger.
Gestorben am 14. Januar.

im Herzen des Kaisers. Peter führte ihn fortan überall, auf Reisen wie im Felde, mit sich, erkannte in ihm ein staunenswerthes Genie für die Hebung des Reiches nach außen wie nach innen, stellte ihn an die Spitze großer Verwaltungskörper, übergab ihm die Leitung ganzer Heere, und Menschitow, mit seinen höheren Zwecken unaufhaltsam wachsend, erfocht Sieg auf Sieg, demütigte die Feinde, gab dem Reiche neues Ansehen nach außen, förderte Künste und Wissenschaften, Handel, Bergbau und Schiffahrt und war das kongeniale Werkzeug des großen Monarchen in der Miesenarbeit um die Kultivierung des russischen Volkes!

Und alle diese großen Eigenschaften ließen dennoch den kühnen Mann an einer Klippe scheitern: unbeherrschbare Habgucht, die auch vor schimmelter Ungeheuerlichkeit nicht zurückschrak! — Auch schwere Folgen für seine Stellung, für Ruf und Namen, machten den Unglücklichen dieser schmutzigen Leidenschaft nicht abwendig; das Schicksalsrad dreht sich in Rußland ja oft sehr plötzlich: unter Peters Nachfolgerin, Katharina I., dem „Mädchen von Marienburg“, Nachfolgerin Peters allein durch Menschitows Energie, ward er wieder sozusagen allmächtig, blieb dies auch lange unter Katharinas Nachfolger, Peter II., den er gleichfalls auf den Thron erhob, machte sich endlich aber dem jungen Monarchen durch Uebermut, sorgloseste schöne Habgier und wüste Erpressungen so unerträglich, daß derselbe ihn auf Fürst Dolgorukis Antrieb plötzlich in Anlagenzustand versetzte, ihn aller Vemter und Würden entkleidete, seines unermesslichen Vermögens beraubte und schließlich nach Sibirien verbannte. Hier erlitt er einen untragbaren Verlust durch den Tod seiner edlen Gattin und seiner geliebten ältesten Tochter; er selber, im Weh erstarrt, folgte ihnen nach zwei Jahren trostlos im Tode. — Die beiden überlebenden Kinder, eine Tochter, Alexandra, und ein Sohn, Alexander Alexandrowitsch, rief das Erbarmen der Kaiserin Anna 1730 aus Sibirien zurück und gab ihnen die Güter des unglücklichen Vaters wieder. Erstere heiratete den General Grafen Biron und starb 1736, letzterer wurde Offizier, zeichnete sich in den türkischen und schwedischen Kriegen aus und starb 1764 als General-en-chef.

Die Nachteile des Kaffees.

Von Dr. P. R. Koch.

Nachdruck verboten.

Wir beabsichtigen durch das Folgende nicht, den Kaffee im allgemeinen zu diskreditieren und jedermann vor seinem Genuße zu warnen — das sei ferne von uns! — sondern wir wollen nur die üblen Folgen eines übermäßigen Gebrauchs desselben kennzeichnen und diejenigen Fälle namhaft machen, wo er schädlich wirkt und ganz gemieden werden sollte, Fingerzeige, die bei seiner großen Beliebtheit in der Damenwelt hier und da von Nutzen sein möchten.

Der Kaffee ist ein Genußmittel und kein Nahrungsmittel. Er trägt wie der Thee oder die Schokolade, und wie die alkoholhaltigen Getränke Bier und Wein, zur Ernährung des Körpers wenig bei, aber er ist, wie jene, durch seine nervenanregende Wirkung ein ebenso angenehmes wie wertvolles Getränk. Sein Genuß belebt die Unterhaltung, erfrischt den erschlafenen Geist, spornt die Phantasie an, befördert das Denken, ermöglicht, indem er munter erhält, nächtliches Arbeiten und hilft so für kurze Zeit über erhöhte Anforde-

rungen an unsere körperliche und geistige Leistungsfähigkeit glücklich hinweg. Aber eben wegen dieser anregenden, reizenden Wirkung muß er mit einer gewissen Vorsicht genossen, hier und da aber auch ganz gemieden werden. Betrachten wir zuvörderst seine Zusammensetzung, ihre Kenntnis wird uns das Verständnis seiner mannigfachen Wirkungen erleichtern.

Die Kaffeebohne enthält, neben wenig Eiweißstoff, Zucker und Fett, deren Nährwert wegen ihrer geringen Quantität nicht ins Gewicht fällt, hauptsächlich Gerbsäure und Koffein. Durch das Rösten entwickeln sich außerdem in den Bohnen aromatische brenzliche Produkte (emphyreumatische Oele).

Die letztgenannten drei Dinge: die Gerbsäure, das Koffein und die emphyreumatischen Oele, bilden die eigentlich wirksamen Bestandteile des Kaffeeaufgusses, wie wir ihn zu trinken pflegen.

Da die Gerbsäure stopfend wirkt, so sollte man meinen, müsse Kaffee ein gleiches thun, indes kommt diese Wirkung, wohl wegen der übrigen Bestandteile des Kaffees, nicht exakt zur Geltung. Hat man sich durch Erkältung eine Indisposition des Magens zugezogen, so beseitigt eine Tasse schwarzen, heißen, starken Kaffees dieselbe allerdings oft schnell. Für alle durch Diätfehler zugezogenen Abweichungen aber ist Kaffee nicht am Platze. Gekühlter Kaffee wirkt im Gegenteil bei vielen Leuten purgierend. Der Gerbstoffgehalt mag auch die Ursache sein, daß bei Magenleiden und sonstigen Verdauungsbeschwerden Kaffee nicht vertragen wird und gemieden werden muß, und in solchen Fällen pflegt Milchkaffee noch unverdaulicher zu sein als der unvermischte schwarze Kaffee.

Dem Koffein und den emphyreumatischen Oelen verdankt der Kaffee seine reizende Wirkung und belebende Kraft. Sie machen das Blut rascher zirkulieren und das Herz stärker schlagen. Aus diesem Grunde aber paßt der Kaffee überall da nicht, wo das Herz bereits krank ist und deshalb nicht angestrengt werden darf (bei nervösen sowohl wie bei organischen Herzleiden); ebenso muß er gemieden werden von Personen, die mit Blutwallungen behaftet sind und an Schwindel, Hämorrhoiden, Blutspucken leiden. Leicht erregbaren, nervösen, blutarmen und bleichsüchtigen Damen ist sein Genuß abzuraten, und auch Kindern soll man ihn wegen deren leichter Erregbarkeit nicht oder wenigstens nur in schwachem Aufgusse reichen.

Das Koffein ist ein wichtiges Arzneimittel, muß aber wegen seiner gefahrdrohenden Wirkung bei größerer Dosis den Giften zugerechnet werden. Nach der deutschen Pharmakopoe darf in einmaliger Dosis davon nicht mehr als 1/10 Gramm, für einen Tag nur wenig über 1/20 Gramm einem Patienten gegeben werden. Nun schwankt der Gehalt der Kaffeebohnen an diesem Alkaloid zwischen 1/4 bis 2 Teilen in 100 Teilen. Trinkt also z. B. ein Student, der zum Examen sich vorbereitet und die versäumte Zeit durch Nacharbeit wieder einholen will, allnächtlich mehrere Tassen von einem Gebräu, wovon auf eine Tasse ein Lot Kaffee gekommen ist, so nimmt er in dieser Form leicht mehr Koffein zu sich, als jene Vorschrift gestattet. Die schädlichen Folgen bleiben dann natürlich nicht aus. Es stellen sich Herzklopfen, Zittern, Schlaflosigkeit, hochgradige Nervosität, Schwindel und Gesichtsrötungen ein, und die Gesundheit kann dauernd vernichtet werden. Es ist mithin wichtig, auf jene Symptome zu achten und ihre wahre Ursache rechtzeitig zu erkennen.

Der tägliche Gebrauch eines säftigen Blümentkaffees* oder eines nur so mäßig starken Getränks, wie es unsere Damen meistens genießen, ist vollkommen unschädlich, wenigstens für Gesunde und nicht an den oben genannten Krankheiten Leidende. Dagegen kann ein zu häufiger oder fast ausschließlicher Genuß von Kaffee — wie er bei Arbeiterfrauen nicht selten stattfindet, sei es aus Nahrungsmangel oder aus schlechter Wohntheit — allerlei Krankheitserscheinungen hervorrufen und selbst zu Siechtum führen, wie das kürzlich von einem Arzt in Gießen (Dr. F. Menchel), der in Kreisen der Fabrikarbeiter reiche Erfahrung besitzt, hervorgehoben worden ist. Wenn solche Frauen, wie er erzählt, wöchentlicher über ein Pfund des billigen, aber koffeinreichen Ceylontkaffees für sich selbst gebrauchen, so nehmen sie damit eine giftige Menge jenes Koffeins zu sich, als dessen schädliche Wirkungen er folgende angiebt: Beeinträchtigung der Arbeitsfähigkeit durch Unlust zur Arbeit und großes Schwächegefühl, gedrückte Stimmung, Ermüdung selbst bei leichter Beschäftigung wie Stricken und Nähen, Zittern in den Händen, Angstgefühl, Herzklopfen bei jeder Anstrengung und Bewegung, Kaltwerden an Händen und Füßen, gelblich-weiße Gesichtsfarbe, Appetitmangel und Verdauungsstörungen.

Wenn auch an einem Teile dieser Leiden die geringe und schlechte Nahrung Schuld trägt, so mag von dem andern doch dieser „chronische Kaffeeißbrauch“ die Ursache sein; es werden daher Damen, welche mit dem weiblichen Teile des Arbeiterstandes viel in Berührung kommen, gut thun, auch auf solche Erscheinungen ihr Augenmerk zu richten.

Zum Schluß möchten wir noch auf einen unzeitgemäßen und unzweckmäßigen Gebrauch des Kaffees hinweisen, das ist die Gewohnheit, nach Dinern und Soupers eine oder mehrere Tassen Mokka zu genießen. Die Herren, welche beim Mahle dem Weine zu stark zugesprochen haben, ernüchert ein solcher allerdings und vermindert die dadurch häufig eintretende Uebelkeit, aber die ohnedies schwere Verdauung des bei solcher Gelegenheit durcheinander Genossenen wird durch den Kaffee nicht erleichtert, sondern erschwert, und man thut daher besser, ihn auszuschlagen. Etwas anderes ist es mit dem Genuße einer Tasse guten Kaffees zu Ende des Balles. Hier wirkt er oft beruhigend auf die durch den Tanz überreizten Nerven unserer jungen Damen, bringt ihnen den ersehnten Schlaf und in diesem holde Phantasielbilder des Traums.

* Blümentkaffee ist ein solcher, der die Blümenten auf dem Grunde der Tasse durchblicken läßt.

Unsere Illustrationen.

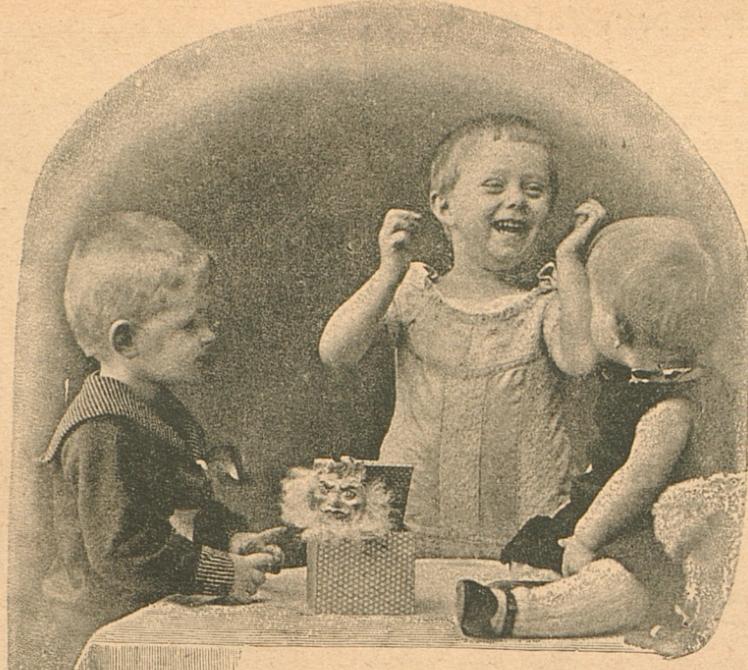
Der Besuch. Gemälde von R. Seiler. Eine Einladung zu wohlbesetztem Frühstückstisch entre deux kann unter Umständen etwas sehr Angenehmes sein: auf zierlichem Gedeck wohl serviert ein leichtes Dejeuner mit feinem Obst und goldigem Wein in funkelnden Krystallkrügen, dazu ein traulich tête-à-tête in aufgeschlossener Stimmung — eine höchst erfreuliche Situation! Wenigen Menschen fehlt die Empfänglichkeit dafür! — Zu diesen Ausnahmen gehört offenbar der vornehme Gast in schwarzem Sammethabit auf unserm Bilde: sein Entgegenkommen auf die mit bester Freundlichkeit gegebene Einladung ist sehr gehalten, seine Miene ernst, fast abweisend schroff, seine Gebärde streng, gemessen. Warum? Nun, vielleicht gefällt ihm die gleichnerische Freundlichkeit seines Gastgeber nicht; vielleicht weiß er, daß man die Stimmung eines strengen Amtsrevisors gern durch ein opulentes Frühstück zu säufstigen, den Eifer desselben zu beschwichtigen sucht; vielleicht trägt er überhaupt Bedenken, mit seinem süßlich grinsenden Gegenüber ein Glas Wein zu trinken. So zögert er am Tisch mit gefurchter Stirn und ernstblickendem Auge, und die erfahrene Haushälterin versteht den Blick dieses Auges nur allzu wohl! Ueber den Revisor hat der Wein keine Macht! — Zum Glück!

Fürst Menschitow im Exil. Wenn es, nach des Dichters Wort, keinen herberen Schmerz giebt, als sich im Elend an früher genossenes Glück zu erinnern, so hat der Mann, der auf unserm Bilde in einer sibirischen Schneehütte ärmlichster Art, umgeben von seinen lieblichen Kindern, düster und hoffnungslos vor sich hinsinkt, jenen Schmerzschkel bis auf den letzten Tropfen geleert und ist in Verzweiflung gestorben: er der Leiter und Ratgeber dreier Monarchen, der geniale Feldherr, der weit-schauende Diplomat, Fürst mit königlicher Macht und unermesslichem Vermögen, liebender Gatte und zärtlicher Vater trefflicher Kinder — nun hinausgestoßen in die furchtbare Schneewüste Sibiriens, der Vermiste der Armen, notleidend an allem, was dem Leben Reiz verleiht, und — Schreckliches der Schrecken! die geliebte Frau, die ihm mit unverbrüchlicher Treue gefolgt war, das Lieblingskind seines Herzens, rettungslos hinterher sehend! Welch ein Los! Und wodurch verschuldet?

Er war ein armes Bürgerkind, als der General Befort, durch seine intelligente Miene angezogen, ihn unter die Dienerschaft des Zaren Peter aufnahm. In dieser Stellung rettete er dem Monarchen Krone und Leben, indem er durch einen glücklichen Zufall eine Verschwörung der Strelitzen entdeckte und unschädlich machte. Dieser Umstand bahnte ihm den Weg zu den höchsten Staatswürden, sicherte ihm einen festen Platz



Interessantes Geheimnis.



Der Teufel ist los!

Aus der Kinderwelt.

Nach Moment-Aufnahmen. Verlag von Emil Schröder in Bielefeld.

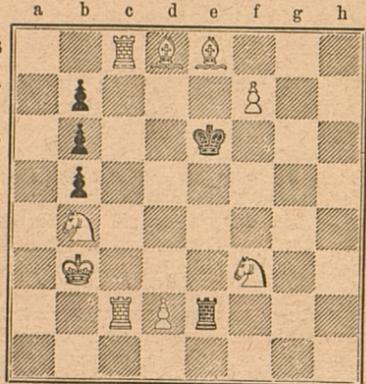
Schach.

Aufgabe Nr. 260.

Von K. Konbilit.

In dieser Aufgabe sind die Steine in der Form des Buchstaben C geordnet.

Schwarz.



Weiß.

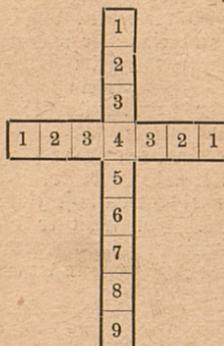
Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt

Schach- und Spiekkorrespondenz.

Fr. Auguste Vertram in Wien, Marie Meyerhoff in Berlin, Aurelie Bergens in Dresden, Herrn W. Karo in Berlin, Hermann Erdner in Breslau, L. Richter in Danzig Nr. 253 und 254 richtig. Fr. Marie Obers in Prag und Herrn W. Kravinski in Warschau. In Nr. 255 nach 1 T b 7 n. d 7, K o 5 - d 4 folgt 2 T f 4 - f 5 und auf K d 4 - c 5, steht 3 D g 3 n. e 3 matt. Nach den Spielregeln kann T d 5 - d 4 das Schach nicht decken. - Herrn G. Wieland in Brasilien (Caritiba). Ihre freundlichst eingesandte arithmetische Aufgabe wird in etwas veränderter Form benutzt werden. - Herrn W. v. Vossel in Temesvar. In Nr. 249 nach 1 D b 2 - e 2, d 4 - d 3; 2 S c 4 - b 6 f, folgt K d 5 - e 5, wodurch das sofortige Matt verhindert wird. Die übrigen Lösungen richtig. - Fr. Noemi Falkenjamer in Wels. Für Nr. 249 hat Ihr Zug 1 S e 4 - d 6 keinesweges den gewünschten Erfolg. Schwarz antwortet 3. B. a 4 - a 3 und nach 2 D b 2 - b 5 f, K d 5 - e 6 kann 3 D b 5 - f 5 nicht mattsetzen, weil der König e 6 den Läufer e 7 schlägt. Ebenso führt in Nr. 252 der Zug 1 D b 8 - g 3 nicht zum Ziel, weil a 3 n. b 2 geschieht und auf 2 D g 3 - g 7 f der 8 g 8 - f 6 das Schach deckt. Die übrigen Lösungen richtig. - Herr Abramowitz in Mitau, L. Werthner in Wien, Fr. Theresie Driefener in Frankfurt a. M. In Nr. 248 nach 1 c 6 - c 7 f, S e 7 - d 5, kann kein Matt mit dem zweiten Zuge erfolgen. Wenn, wie Sie angeben, Weiß 2 L a 8 n. d 5 f spielt, schlägt der Bauer e 6 den Läufer. S. Franke in Ragn Nr. 257 richtig. - Zur Aufgabe Nr. 256. Fr. Marie Schrobach in Berlin, Herrn S. Dubois in Genf. Zur Vermeidung der von Ihnen angegebenen Nebenlösung muß auf e 6 ein schwarzer Bauer hinzugefügt werden. - Fr. Aurelie Seymann in Berlin, Marie Sasse in Ulmütz. Wenn Sie in dem Zahlenbild der Unterhaltungsaufgabe Nr. 106 die Ziffer jeder waagerechten und jeder der beiden diagonalen Felberreihen (von 1-36 und von 6-31) addieren, dann ergibt sich stets die Summenzahl 111. - Richtige Lösungen der übrigen Aufgaben, Rätsel, Rebus erhalten von Fr. Hedwig Helland in Pleschen, Ernestine Fündelstern in Faticum, Klara Heidler in Falkenau, Anna Grammer in Urfahr, Fr. Noemi Falkenjamer in Wels, Jeanne Blumenthal in Paris, Klara Steffan in Waben, Herrn Robert Richter in Berlin, Herrn von Nieman, L. Schwertfeger in Breslau, G. Willard in Zürich, Johannes Beck in Kaufhüt.

Unterhaltungsaufgabe Nr. 113.

Das Perlenkreuz.



Eine Dame besaß ein Kreuz, das mit Perlen besetzt war. Wenn man diese von oben nach unten zählte, befanden sich neun auf der senkrechten Reihe; ebenso wiederum neun, wenn man sie rechts und links vom Schluß jedes waagerechten Arms bis zur Mitte und dann bis zum Fuße des Kreuzes zählte, wie die nebenstehende Zeichnung ersichtlich macht.

Da zwei Perlen beschädigt worden waren, begab sich die Dame zu einem Juwelier, der ihr erklärte, Ausbesserungen würden keinen Erfolg mehr haben, er rate ihr, die beiden Beschädigten entfernen und dem Kreuz eine etwas veränderte Form geben zu lassen. Er würde es

auch so einrichten, daß trotz der Umgestaltung dieselbe Art der Fählung beibehalten würde. Die Dame war damit einverstanden. Wie verfuhr der Juwelier?

Auflösung der Unterhaltungsaufgabe Nr. 111 Seite 40. Die Gesellschaft bestand aus 48 Herren und 30 Damen.

Rätsel.

Am ersten wird uns offenbar, Daß etwas fehlt. Am zweiten aber zeigt sich's klar: Schwer ward gefehlt. Das Ganze bietet als Ersatz sich dar Für das, was fehlt.

Rebus für die Jugend.

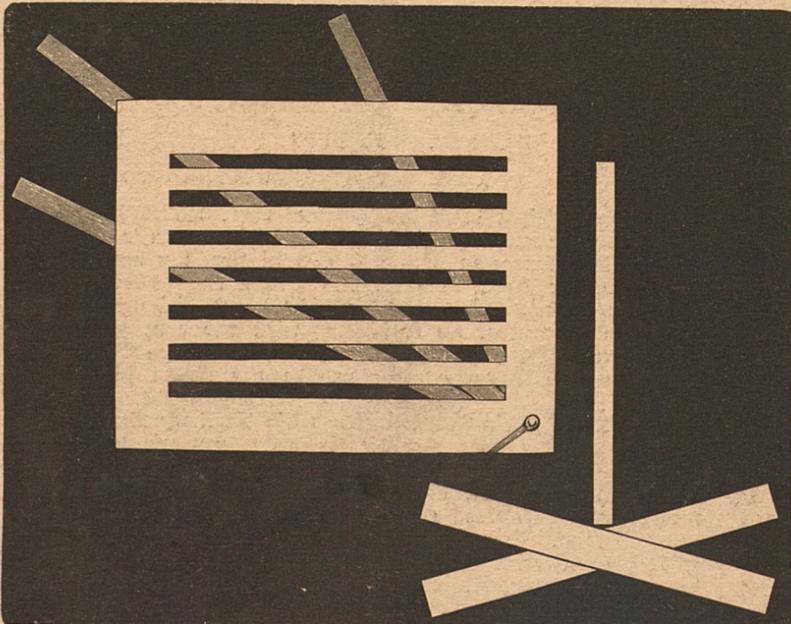


Allerlei Kunststücke.

Optische Täuschungen. Aus dem Gebiet der optischen Täuschungen, denen wir oft ohne unser Wissen ausgesetzt sind, wollen wir einige interessante Erscheinungen unseren Lesern vorführen.

Wir brauchen für den einen Versuch nur drei Streifen Papier, von denen einer halb so breit wie die beiden anderen ist; werden die gleichartigen Streifen kreuzweise übereinander und der dritte senkrecht auf ihren Kreuzungspunkt gelegt, so wird letzterer länger als die beiden anderen erscheinen.

Infolge einer anderen optischen Täuschung erscheint eine gerade Linie zickzackförmig. Der hierzu erforderliche Apparat setzt sich nur aus einem Blatt Papier zusammen, das gitterförmig nach Art der Zeichnung ausgedünnt ist, und einem Papierstreifen, der mit Hilfe einer Stednadel auf dem Blatt herumgedreht werden kann. Man bemerkt alsdann, daß je mehr der Streifen gleiche Richtung mit dem Gitter erhält, er nicht mehr geradlinig, sondern durch einen zickzackförmigen Rand begrenzt erscheint. Empfehlenswert ist es, diese Versuche mit weißem Papier auf dunklem Hintergrund vorzunehmen.



Korrespondenz.

Anonyme Anfragen aus Abonnentenkreisen finden keine Beachtung. Jede Anfrage muß die vollständige Postadresse des Fragestellers und die Angabe, wo der Fragesteller auf den „Bazar“ abonniert ist, enthalten.

Haushalt und Küche. D. M. Eine gute Putzmasse für Messinggeräthe kann nach folgendem Rezept hergestellt werden: 15 Gewichtsteile Oxalsäure löst man in 120 Teilen kochendem Wasser und mischt dann dazu: 500 Teile Bimsteinpulver, 7 Teile Terpentinöl, 60 Teile Schmirerleise, 68 Teile Olivenöl oder irgend eines andern fetten Oeles.

Fr. L. St. in B. Verstaubte Gipsbüsten reinigt man, indem man sie mit bidem Stärkelleister überpinselt und diesen vollständig antrocknen läßt. Der Kleister nimmt allen Staub in sich auf und läßt sich nach dem Trocknen durch Bürsten wieder entfernen.

Verschiedenes. N. C. in B. (Rheinpfalz). Der Bedarf an Telephonstationen ist längst bereits gedeckt, es hatten sich allein aus Berlin 700 Bewerberinnen gemeldet. Auswärtige Meldungen mußten daher grundsätzlich unberücksichtigt bleiben. Nach Ablauf einer dreiwöchentlichen Dienzeit werden Mt. 2,25 Tagegeld gezahlt.

Junge Hausfrau in Ostr. Als Grundregel gilt, daß die Dame des Hauses in Bezug auf ihre Toilette ihre Gäste nicht an Reichtum und Glanz überbietet darf! Bei solchen Gelegenheiten muß die Hausfrau vielmehr durch einfache Distinktion zu wirken suchen.

H. N. de S. (Brasilien). Herzlichen Dank für ihr reges Interesse und Ihre ausführlichen Mitteilungen. Im übrigen: es giebt nichts, was nicht von Menschen gegessen wird - Affen sowohl wie Papageien und Fgel, wenn auch nicht an der Küste, so doch in manchen Gegenden im Innern Amerikas.

J. J. in B. Die Einholung der Prinzessin Wilhelm, der jetzigen Kaiserin Viktoria Augusta, in Berlin fand am 26. Februar 1881 statt, die Vermählung am Tage darauf im königlichen Schloß zu Berlin.

Eugen und Ylvi (Gouverneur Kijem). „Graf Derindur“, der „diesen Zwiepsalt der Natur“ - gleich uns - erklären und schlichten soll, entstammt dem Drama Müllners „Die Schuld“ (1816 im Druck erschienen). Das Citat findet sich im 5. Aufzuge des II. Aufzuges.

D. B. in D. Auf Kurpfuscherei können wir uns im Briefkasten nicht einlassen; wenden Sie sich an einen Arzt.

Freiin von G. in D. Kamelot ist eigentlich ein Stoff von Kamelhäaren; Kamell stammt von dem altfranzösischen Worte kaine (Bettüberzug).

Alva in Warschau. Nicht ohne poetisches Empfinden und auch stellenweise gute Darstellungsweise vertrat. Nur fehlt es noch hier und da an dem rechten Gefühl für die Feinheit der Sprache. Nichtautorisierte Uebersetzungen können wir nicht zur Verwendung bringen.

G. S. in L. a. Mh. Vielleicht bemerken Sie den nachstehenden Platen-schen Spruch als Widmung für das Poetik-Sammelbuch: „Ein jedes Wort, das noch so leise - Die Geister aneinander reißt - Wirft fort in seiner stillen Weise - Durch unbedenkliche Zeit.“

K. M. Unverwendbar.

C. T. 10. 1) Das Gedicht ist leider für uns unverständlich. 2) Der zweite Abdruck ist Ihnen erst nach Ablauf der Schutzfrist gestattet.

Abelgunde. Das in herrlicher Gebirgslandschaft (446 Meter über der Nordsee) gelegene Kaiserbad bei Rosenheim (zwischen München Salzbürg und Auferstein) ist eine Heilanstalt, wo das Kneipp'sche Kaltwasserheilverfahren zur Anwendung gebracht wird.

Gabriele. Wir können allein zu der beabsichtigten musikalischen Ausbildung raten.

Dr. W. M. in K. Sie wünschen eine Ableitung für die Namen der wichtigsten Getränke. Ja, verehrter Herr, welches sind in Ihren Augen die wichtigsten? Vielleicht treffen wir das Erwünschte, wenn wir die zeitgemäßen warmen Getränke: Thee, Punch, Grog u. s. w. besonders berücksichtigen. Thee ist der südchinesische Name der Pflanze. Der zum Thee gebrauchte Arak (Weißbranntwein) hat seine Bezeichnung von dem arabischen Worte arak = Saft erhalten. Rum ist wahrscheinlich indischer Ursprungs. Der Cognac, nach der gleichnamigen Stadt im Departement der Charente benannt, heißt in Frankreich auch Troix-six, nach den Alkoholprozenten, oder sau de vie. Punch ist das hindostanische pantsch, von Sanskrit pantschan = fünf; die Engländer nannten das Getränk so, weil sie es (seit dem 17. Jahrhundert) aus den fünf Bestandteilen: Rum, Wasser, Thee, Zucker und Citronen bereiten; vergleichen Sie dazu Schillers Punch-keß, das an die Vierzahl der Ingredienzen anknüpft, da der Thee dabei fehlt. Die Benennung des Grog wird auf den Hof von kamelhäarem Zeug (grogam) des Admirals Bernon zurückgeführt; der Admiral führte daher den Spitznamen „Old Grog“, und so wurde auch das von ihm erfundene Getränk Grog genannt. Das Wort Kaffee stammt aus dem Arabischen. Chokolade ist mexikanisch, aus choco = Kaka und latl = Wasser zu sammengesetzt. Wein ist unsicher, wohl semitischen Ursprungs. Das Wort Bier wird von einigen von dem angelsächsischen Wort bere = Gerste abgeleitet, wahrscheinlicher aber ist es aus dem lateinischen Insumitio bibere (verköstigt bibere) = trinken entlehnt, sodas es ursprünglich soviel wie Getränk bedeutet.

G. F. in N. Wie schade, daß Ihnen ein gewisser Rindert dies Frühlingsgebidet fast wörtlich „vorenmpfunden“ hat!

Abonnettin in W. Ganz recht, Baugen hieß bis 1868 amtlich Budiffin.

Golbelse. Bei der Wahl des Kopfpuzes muß auf den Charakter des Teints gebührend Rücksicht genommen werden; vom hellen Haar müssen sich die Farben des Kopfpuzes kräftig und tief abheben, vom dunklen dagegen leicht und glänzend. Bei blutarmem, bleichem Teint würde ein helles Blau der ganzen Erscheinung das Gepräge der Mattigkeit und Bedeutungslosigkeit verleihen; es kann in diesem Falle also nur ein dunkles, tiefes Blau in Frage kommen. Bei blühendem Teint aber nur leichte, lebhaft Töne! Ganz besonders vorteilhaft zur Belebung und Kräftigung des lichten Haars läßt sich Sammet in dunklen Farben verwenden, namentlich wo dem Teint unvorteilhafte Farben nicht zu vermeiden sind.